

Ernüchterndes Europa

Die vorliegende Publikation ist Ergebnis eines Forschungsprojekts, das durch Förderung der **Volkswagen Stiftung** ermöglicht und von 1999 – 2001 am **Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin** durchgeführt wurde.

Über den Autor:

Chris von Gagern, geboren 1953 in München, hat sich als Romanist und Amerikanist auf *Cultural Studies* spezialisiert. Er ist Mitglied der Gesellschaft für Karibikforschung und lebt abwechselnd in Berlin und Ibiza. – In seiner Dissertation über europäische Darstellungen von Kulturkontakten in der Karibik ging es um eine Literaturanalyse umgekehrter Blickrichtung. Die Untersuchung des karibischen Diskurses über Europaerfahrungen stellt nun einen komplementären Schritt dar, der zum wechselseitigen Austausch über kulturelle Grenzen hinweg beitragen soll.

Außerdem erschienen: *Reisen in die Karibik: Wie sich Kontakt mit anderer Kultur in Reisebeschreibungen darstellt*. Frankfurt: Peter Lang, 1994.

www.chrisgagern.de

Ernüchterndes Europa

**Wie karibische Schriftsteller eine Adaptionstrategie der
Kreolisierung entwickeln**

Chris von Gagen

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/opac.htm> abrufbar.

Geringfügig überarbeitete Neuauflage 2023

Erstveröffentlichung 2002

© Chris von Gagern

Herstellung Books on Demand GmbH, Norderstedt

Foto auf dem Umschlag: 'Emergency Exit' Gregor Hohenberg (gregor-hohenberg.com)

ISBN: 978-3-8311-4723-6

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Vorwort.....	9
Einleitung.....	11
Die Europäer und die Anderen	13
„Limes-Ideologie“ oder „Kampf der Kulturen“	19
Vorgehen.....	26
Die Karibik als Diaspora und die Tradition beständiger Migration.....	26
Quellen und Methodik	32
Literatur als chaotisches System.....	34
Postkoloniale Literaturen.....	38
Korpus und Thesen.....	41
1 London.....	49
1.1 <i>The Empire coming home</i>	49
1.1.1 <i>Black British Literature</i> und der Diskurs über die Migration.....	55
1.2 Motive und Dispositionen	58
1.2.1. Prädispositionen der Einwanderergeneration.....	58
1.2.2 Prädispositionen der zweiten Generation	64
1.3. Erfahrungen im sozialen Kontakt.....	69
1.3.1. Erfahrungen der Einwanderergeneration.....	69
1.3.1.1 Wohnsituation.....	71
1.3.1.2 Arbeit.....	75
1.3.1.3 Freunde und Bekannte	87
1.3.1.4 Zusammenfassung.....	104
1.3.2. Erfahrungen der zweiten Generation.....	105
1.3.2.1 Familie und häusliche Verhältnisse.....	106
1.3.2.2 Berührung mit öffentlichen Institutionen.....	116
1.3.2.3 Freunde	128
1.3.2.4 Zusammenfassung.....	148
1.4 Reaktionen und Konsequenzen.....	149
1.4.1 Konsequenzen bei Protagonisten der Einwanderergeneration	150

1.4.1.1	Integrationsbestrebungen.....	152
1.4.1.2	Unwillkürliche Gegenreaktionen.....	160
1.4.1.3	Selbsthilfe.....	169
1.4.2	Adaptionsstrategien bei Protagonisten der zweiten Generation	174
1.4.2.1	Integrationsbestrebungen mit Vorbehalt.....	175
1.4.2.2	Rückzug in die ethnische Gruppe.....	184
1.4.2.3	Relativieren ethnischen Exklusivismus	188
1.4.3	Zusammenfassung.....	194
1.5	Wirkungsabsichten der Autoren.....	196
1.5.1	Diskurs von Autoren der Einwanderergeneration.....	197
1.5.1.1	Appell an englische Leser.....	197
1.5.1.2	Appell an westindische Leser	199
1.5.1.3	Veränderung des Standpunkts	200
1.5.2	Diskurs der Autoren zweiter Generation	201
1.5.2.1	Kritik an den englischen Verhältnissen	202
1.5.2.2	Feedback für die eigene Gruppe	202
1.5.2.3	Rückblick auf die Elterngeneration	205
1.5.3	Zusammenfassung.....	207
2	Paris.....	209
2.1	Das Auftauchen der „dritten Insel“	209
2.1.1	Der literarische Diskurs über das Exil in der Metropole	218
2.2	Motive und Dispositionen.....	223
2.2.1	Beweggründe bei Protagonisten der Einwanderergeneration	223
2.2.2	Prädispositionen bei Protagonisten der zweiten Generation	231
2.3	Erfahrungen im sozialen Kontakt.....	236
2.3.1	Erfahrungen der Einwanderergeneration	236
2.3.1.1	Erfahrungen aus der Perspektive von Studenten.....	238
2.3.1.2	Erfahrungen aus der Perspektive von Arbeiterinnen	248
2.3.1.3	Erfahrungen aus der Perspektive von Exilanten	256
2.3.2	Erfahrungen der zweiten Generation.....	262
2.3.2.1	In die Defensive gedrängt	263
2.3.2.2	Zur Offensive provoziert.....	268
2.3.3	Zusammenfassung.....	278

2.4 Reaktionen und Konsequenzen.....	280
2.4.1 Adaption bei Zuwanderern.....	281
2.4.1.1 Adaption der Gebildeten	281
2.4.1.2 Adaption der gering Qualifizierten	299
2.4.2 Adaption bei Protagonisten der zweiten Generation.....	308
2.4.3 Zusammenfassung	325
2.5 Wirkungsabsichten der Autoren.....	327
2.5.1 Tenor in der Zuwanderungsphase.....	327
2.5.1.1 Botschaft an französische Leser.....	328
2.5.1.2 Botschaft an karibische Landsleute.....	331
2.5.2 Tenor in der Phase erfolgter Etablierung.....	336
2.5.2.1 Botschaft an die Pariser Diaspora	337
2.5.2.2 Botschaft an französische Leser	340
2.5.3 Zusammenfassung	341
3 Ein Plädoyer für kulturelle Hybridisierung.....	343
3.1 Zusammenfassung der Ergebnisse.....	343
3.1.1 Ein kontinuierlich anwachsender literarischer Diskurs.....	345
3.1.2 Angeführte Motivation.....	346
3.1.3 Geschilderte Erfahrungen.....	346
3.1.3.1 Perspektive der Folgegeneration.....	348
3.1.4 Entwickelte Adaptionstrategien	349
3.1.4.1 Adaption der Folgegeneration.....	350
3.1.5 Vorläufiges Fazit.....	351
3.2 Hybridisierung und Theoriebildung	354
3.2.1 <i>Everyday Racism</i>	355
3.2.2 <i>A City is not a Tree</i>	361
3.2.3 <i>Globalization and Ethnicity</i>	370
3.2.4 <i>Modernity and Double Consciousness</i>	375
3.2.5 <i>Le monde entier se creolise</i>	379
3.2.6 Konklusion.....	385
Anhang.....	393
A city is not a tree	395
Bibliographie	413

Für Tina,
die sich abermals mit einem vorwiegend in Betrachtungen
versunkenen Lebensgefährten abzufinden hatte,
der jedoch ohne ihre Unterstützung –
so zwiegespalten sie auch sein mochte –
nicht zu dem Schluss gelangt wäre.

Vorwort

Die vorliegende Veröffentlichung stellt das Ergebnis zweijähriger Forschungstätigkeit dar, die von der Volkswagen-Stiftung im Rahmen ihres Anfang der 90er Jahre gesetzten Schwerpunkts „Das Fremde und das Eigene – Probleme und Möglichkeiten interkulturellen Verstehens“ gefördert wurde. Angesichts der Internationalisierung europäischer Lebenswelt, mit deren Tendenz weltweiter Vernetzung und Angleichung die alltägliche Normalität jedoch kaum Schritt hält, sondern kulturelle Unterschiede verschärft hervortreten lässt und Unduldsamkeit gegenüber Fremdem bestärkt, sollte eingehendere Kenntnis über Prozesse interkultureller Begegnung geschaffen werden. Das Projekt einer Analyse von Migrationsliteratur karibischer Autoren, dessen Realisierung ich seit meiner Dissertation über europäische Beschreibungen von Kulturkontakten in der Karibik verfolgte, bot sich in meinen Augen beispielhaft dafür an, fand jedoch zunächst nicht die für einen Projektantrag erforderliche institutionelle Unterstützung. Erst in dem wissenschaftlichen Direktor des renomierten Ibero-Amerikanischen Instituts in Berlin fand sich ein entschiedener Befürworter, der das Vorhaben ohne wenn und aber unterstützte. Zu unser beider Überraschung drohte seine Durchführung jedoch nicht etwa an der Bewilligung der vorgesehenen Mittel seitens der Stiftung zu scheitern, sondern am Widerstand der Institutsverwaltung, die gegen meine Einstellung als externer Mitarbeiter für die Laufzeit des Projekts juristische Bedenken äußerte. Dank der Intervention der für den Forschungsschwerpunkt zuständigen Sachbearbeiterin der Stiftung blieben dem erneut unheimateten Forschungsvorhaben die Fördermittel jedoch erhalten, wenn es auch galt, die kuriose Situation eines potenziell finanzierten Projekts, das nicht beherbergt werden soll, zu überwinden. Willkommene Aufnahme fand die Forschungstätigkeit schließlich am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin, wo karibische Literatur nicht nur zum Repertoire gehört, sondern in Ulrich Fleischmann auch einen engagierten Vertreter der Forschung aufzuweisen hat, der sich anbot, als Leiter des Projekts verantwortlich zu zeichnen. Sein Wissen und seine Erfahrung kamen dem Projekt zweifellos zugute, ebenso seine Tätigkeit als Vorsitzender der Gesellschaft für Karibikforschung, auf deren Kongress an der Universität in Wien 2001 erste Ergebnisse vorgetragen werden konnten.

Ursprünglich sollte der Literaturvergleich noch breiter angelegt werden und andere europäische Metropolen wie Amsterdam und Madrid einbeziehen, die ebenfalls karibische Diasporas beherbergen. Doch obwohl sich in jüngerer Zeit in Madrid durchaus nicht unerhebliche Exilgemeinden aus Kuba und der Dominikanischen Republik zusammengefunden haben, waren darüber nur sporadische Erwähnungen von Madrid als

Durchgangsstation in Texten zu finden, die in Miami oder Paris spielen. – Die Niederlande wiederum werden – später zwar als London und Paris – ab Anfang der 70er Jahre zum Anlaufziel massiver Migration von den niederländischen Antillen und vor allem aus Suriname. Dessen Unabhängigkeitsbewegung wurde von den Niederlanden nicht zuletzt wegen des massiven Exodus nach Europa befürwortet und seine Entlassung in Unabhängigkeit 1975 besiegelt, um schrittweise die Kontrolle über die als problematisch empfundene Zuwanderung zurückzugewinnen. Die Aussicht auf drohende Einschränkungen des Niederlassungsrechts im Mutterland verstärkte jedoch zunächst den Andrang. Der Kontroverse entsprechend, findet sich über surinamische Migration, aber auch antillanische ein deutlicher Niederschlag in der Literatur. Nachdem es gelang, zwar nicht so viele Texte wie über London oder Paris, aber mehr als ein Dutzend über Amsterdam und Den Haag zu beschaffen und auch auszuwerten, tut es mir leid, dass ich letztlich darauf verzichten musste, sie in den Vergleich einzubeziehen, weil die für das Projekt bewilligte Zeitspanne bereits überschritten und die schriftliche Bearbeitung eines weiteren Kapitels nicht mehr möglich war. Nicht dass die Erfahrungen karibischer Migranten in Holland die Ergebnisse wesentlich modifiziert hätten (eher scheinen sie dazu angetan, in Bezug auf ein Land mit ausgeprägt liberalem Selbstverständnis die Erkenntnis über eingefleischte aber umso besser verschleierte Widerstände gegen außereuropäische Zuwanderung zu bestätigen und zu vertiefen, die schon über London und Paris zutage treten), aber eine spezifische Betrachtung in Form eines eigenen Kapitels stünde niederländisch-karibischen Autoren schon deshalb zu, weil eine transnationale Perspektive beabsichtigt wurde und die niederländische Karibik eine Facette darstellt, die im Zusammenhang eines potenziellen karibischen Ganzen häufig übersehen und insgesamt wenig beachtet wird. Augenblicklich muss es bei dem Vorsatz bleiben, das Versäumte eventuell bei einer zukünftigen Überarbeitung nachzutragen oder jemand anderen zur Beschäftigung damit anzuregen.

Speziellen Dank möchte ich Prof. Dietrich Briesemeister aussprechen, der durch seine Unterstützung das Projekt ermöglichte, obwohl er damit eine bestehende Kontroverse mit der Verwaltung des Ibero-Amerikanischen Instituts verschärfte und sich schließlich bewegen sah, seine Funktion als wissenschaftlicher Direktor vorzeitig aufzugeben. Dem persönlichen Einsatz von Dr. Hiltgund Jehle verdankt das Projekt, dass es nicht an den Verwaltungshürden des Ibero-Amerikanischen Instituts gescheitert ist. Herzlich bedanken möchte ich mich auch für die Unterstützung von Prof. Ulrich Fleischmann, der die institutionelle Leitung des Forschungsprojekts übernahm, obgleich er der Vorgehensweise ursprünglich misstraute.

Einleitung

Motiviert von dem Eindruck, dass in der anhaltenden und in jüngerer Zeit zunehmend verschärften Problematisierung außereuropäischer Zuwanderung die Perspektive der zu Fremden Stilisierten vernachlässigt wird, geht es in der folgenden Analyse um die Sicht, die karibische Migranten von bevorzugten Zielorten in Europa gewinnen und die Art, wie sie sich auf die erfahrenen Verhältnisse in den aufgesuchten Metropolen einstellen. Eruiert wird dies anhand eines vielstimmigen Diskurses karibischer Autoren, die Aufenthalte ihrer Protagonisten in London und Paris literarisch dargestellt haben. Zeitlich konzentriert sich die Betrachtung auf Publikationen seit dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Folge die Zuwanderung aus der Karibik nach England ebenso wie nach Frankreich eine substanzielle Größenordnung erreichte und auch literarisch zunehmend thematisiert wurde.

Literatur ist in dem Betrachtungszeitraum der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Medium, in dem die Auseinandersetzung karibischer Protagonisten mit europäischen Verhältnissen nicht nur kontinuierlich reflektiert wird, sondern auch Adaptionstrategien oder Konzepte der Einstellung darauf entwickelt werden. Die stetige Zunahme der Texte verhält sich dabei weniger proportional zur Migration aus der Karibik, die seit den 80er Jahren eher stagniert oder in eine zirkuläre Bewegung übergegangen ist, als vielmehr zu einem europäischen Klima wachsender Fremdenfeindlichkeit und Abschottung vor einer befürchteten Invasion aus der ehemals kolonialen Peripherie ins Zentrum von Wohlstand und Fortschritt. Diese Entwicklung regt vermehrt zu einer Stellungnahme der Betroffenen an, die sich nicht nur, aber auch in literarischer Form äußert. Denn die Lebensbedingungen verschärfen sich selbst für Eingebürgerte, wenn äußerliche Unterscheidbarkeit sie zu unerwünschten Eindringlingen stempelt. – Der entstandene Diskurs entwirft ein synchronisch wie diachronisch differenziertes Bild, das erlaubt, wiederkehrende Muster der Begegnung zu abstrahieren sowie charakteristische Probleme interkulturellen Kontakts zu dokumentieren, der in dieser Mobilitätsrichtung notorisch von

Einleitung

Vorbehalten und Einschränkungen belastet ist. Auch wenn die narrative Perspektivierung einschlägiger Erfahrung in überwiegend fiktionaler Form nicht ohne weiteres als getreues Abbild sozialer Wirklichkeit angesehen werden kann, erscheint die Untersuchung ihrer Versinnbildlichung geeignet, nicht nur Blindstellen europäischer Selbstwahrnehmung zu erhellen, sondern darüber hinaus Einsicht in den mit der Darstellung verbundenen ideologiebildenden Prozess zu vermitteln: wie mit einer inhärenten Asymmetrie des Verhältnisses zwischen Einheimischen und Ankömmlingen umzugehen ist. Die Texte werden dazu auf die vermittelten Erfahrungen sowie die von den Protagonisten gezogenen Konsequenzen hin untersucht und vergleichend mit einander sowie zu den jeweils damit verbundenen Wirkungsabsichten der Autoren in Beziehung gesetzt. Diachronisch lassen sich so aus den festgestellten Veränderlichkeiten Entwicklungstendenzen absehen, synchronisch stellt der Vergleich die unterschiedlichen Bedingungen in London und Paris heraus.

Karibische Migration und ihre Reflexion in der Literatur wird deshalb herangezogen, weil sie in mehrfacher Hinsicht exemplarisch erscheint für jene globale Verflechtung, die unter anderem auch den Andrang auf europäische Metropolen verstärkt. Die besondere Affinität der Karibik zu den globalen Zentren ist nicht nur in wirtschaftlicher, sondern ebenso in kultureller Hinsicht augenfällig und macht die Region quasi zu einem Prototyp der Globalisierung. Kolonisiert von verschiedenen europäischen Mächten, die erbittert um karibische Territorien konkurrierten, waren sie deren Interessen nicht nur am längsten von allen Kolonien unterworfen, sondern wurden den Bedürfnissen der jeweiligen Mutterländer auch in besonders einschneidender Weise angepasst, die beispielsweise einen kompletten Bevölkerungsaustausch beinhaltete. Kulturell nach Kräften europäisiert, wenn auch nach Maßgabe unterschiedlicher Kolonialherren, sind sie heute nichtsdestoweniger zum Inbegriff besonderer rassischer wie kultureller Vielfalt geworden, deren charakteristische Gemeinsamkeit gerade in der Vermischung von Unterschiedlichem besteht. Aus europäischer Sicht haftet ihren Bewohnern „Farbigkeit“ jedoch eher als Stigma an.

Nachhaltige Außenabhängigkeit stellt auch nach Entlassung in Unabhängigkeit ein schwieriges Erbe dar. Emigration kennzeichnet daher die Region seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als der wirtschaftliche Wert der ehemals exklusiven Zuckerproduzenten verfiel und ein nomadisierender Lebensentwurf zu einer Überlebensstrategie der heterogenen Bevölkerung wurde. Es ist folglich wenig verwunderlich, wenn die traditionelle Anbindung an die ehemaligen

Die Europäer und die Anderen

Mutterländer (ebenso wie an die regionale Hegemonialmacht USA) in umgekehrter Expansionsrichtung ausgenutzt wird. Dass die Migration sich in verschiedene Metropolen der hoch industrialisierten Länder richtet, ermöglicht es, die beschriebenen Erfahrungen auch in Bezug auf die jeweiligen Zielorte zu vergleichen. – Als besonders interessanter Untersuchungsgegenstand erweist sich karibische Literatur aber auch deshalb, weil ihre Autoren eine so spezifische wie innovative Antwort auf notorische Probleme in europäischer Fremde entwickeln, die im Zuge fortschreitender Globalisierung als von besonderer Aktualität und übergreifender Bedeutung betrachtet werden kann. – Nicht zuletzt fußt die Entscheidung für die karibische Perspektive von Europa auf einer vorausgehenden Literaturanalyse umgekehrter Blickrichtung, die die europäische Darstellung von Kulturkontakten in der Karibik zum Gegenstand hatte.¹ Damit wurde reziprok die Frage nach der fremden Sicht auf europäische Verhältnisse aufgeworfen. Eine Untersuchung des karibischen Diskurses über Europaerfahrungen stellt somit auch einen komplementären Schritt dar, um dem wechselseitigen Erfahrungsaustausch über kulturelle Grenzen hinweg gerecht zu werden.

Die Europäer und die Anderen

Um in groben Zügen eine Idee des Kontexts zu vermitteln, zu dem in dem analysierten Diskurs implizit oder explizit Stellung genommen wird, möchte ich zunächst anhand einschlägiger Veröffentlichungen die aktuelle Debatte über Phänomene wie Migration und europäische Abschottung dagegen, Globalisierung und die Formierung von Diasporas, die das Konzept der Nation in Frage stellen, und nicht zuletzt um eine kontroverse „neue Weltordnung“ skizzieren.

Etwa seit Ende des Zweiten Weltkriegs geraten die Metropolen der hoch entwickelten Industrieländer in den Brennpunkt einer graduell anwachsenden Wanderbewegung aus so genannten unterentwickelten Ländern der ehemals kolonialen Peripherie, von der sich die eingesessene europäische Bevölkerung in jüngerer Zeit mehr und mehr alarmiert sieht. Als kritische Punkte werden vor allem mangelnde Integration der Ankömmlinge sowie Probleme mit zunehmender

¹ Chris von Gagern, *Reisen in die Karibik: Wie sich Kontakt mit anderer Kultur in Reisebeschreibungen darstellt* (1994)

Einleitung

Xenophobie der Eingesessenen angeführt. Denn im Zuge grassierender Furcht vor einer „Invasion von Armen aus der Dritten Welt“, die seit den 70er Jahren von wiederholten wirtschaftlichen Rezessionen geschürt wird, manifestieren sich um die Jahrtausendwende in ziemlich allen Ländern Europas ausländerfeindliche Gruppierungen und Parteien, die vor allem außereuropäischer Zuwanderung den Kampf angesagt haben. Andererseits lassen langfristig drohende Probleme durch schwindende Geburtenraten und zunehmende Überalterung einer allenthalben schrumpfenden europäischen Bevölkerung die Aufnahme von Einwanderern durchaus geboten erscheinen.

Die abendländischen Zentren von Wohlstand und Fortschritt geraten nicht ganz von ungefähr in den Brennpunkt migratorischen Interesses. Denn als primäre Ursache jener weltweiten Völkerwanderung, die heute als ernste Bedrohung des erreichten Zivilisationsstandards der Zielländer betrachtet wird, sehen Experten auch ohne polemische Intention, wie etwa Myron Weiner, die ungleiche Verteilung von Wohlstand und Rohstoffen². Die Migration von der ehemals kolonialen Peripherie ins Zentrum steht somit in direktem Zusammenhang mit der vorausgehenden weltweiten kolonialen Expansion europäischer Mächte. Im Laufe kolonialer Herrschaft gelang es den meisten heute maßgeblichen Nationen, überproportionalen Reichtum auf Kosten der von ihnen Kolonisierten zu akkumulieren, um damit jenen rapiden Fortschritt in Gang zu setzen, den die „Entwicklungsländer“ seither so verzweifelt wie vergeblich einzuholen bestrebt sind. Indem deren Entwicklung jahrhundertlang systematisch auf die Bedürfnisse der Kolonialmächte abgestimmt wurde, ließ sich der gewonnene Vorsprung nachhaltig ausbauen. Als zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr zu verleugnen war, dass der Nutzen vieler der ausgepowerten kolonialen Besitzungen hinter den vielfältigen Kosten ihrer Beherrschung zurückblieb und das koloniale Projekt somit unleugbar im Abstieg begriffen war, wurde ein Prozess allmählicher Dekolonisierung eingeleitet, der eine Besitzung nach der anderen in Unabhängigkeit entließ und im Wesentlichen nach dem Zweiten Weltkrieg vollendet wurde. Doch auch Selbstverwaltung ließ den ehemaligen Kolonien nur beschränkten Freiraum; denn die engen Verflechtungen bestehen unter neuen Hegemonialmächten fort. In der Ära des Ost-West-Konflikts mit ihrer strengen Polarisierung in ein imperialistisches und ein kommunistisches Lager waren sie

² zu Fakten und Einschätzungen globaler Migration vgl. Myron Weiner, *The Global Migration Crisis: Challenge to States and to Human Rights* (1995)

Die Europäer und die Anderen

zwar nicht mehr unmittelbar einer Kolonialmacht unterworfen, aber sie bildeten Satelliten der beiden Supermächte USA oder USSR, die eifersüchtig Kontrolle über die als in ihrer Entwicklung rückständig verstandenen Schützlinge ausübten und ihre Fortschritte auf dem jeweiligen Weg ökonomischer wie sozialer Angleichung überwachten. Selbst nach Ende des Kalten Krieges und dem Zusammenbruch des Ostblocks perpetuieren die Entwickelten unter der Devise der Liberalisierung mit militärischen wie ökonomischen Mitteln weiterhin eine Weltordnung, die andere in Abhängigkeit hält und ihnen die Befriedigung minimaler eigener Bedürfnisse versagt.

Stimuliert von Nachkriegsaufbau und Anwerbung von Arbeitskräften in den noch verbleibenden Kolonien kam es nach dem Zweiten Weltkrieg, erstmals zu einem substanziellen Rückstrom in umgekehrter Expansionsrichtung, vorwiegend nach England und Frankreich. Doch so dienlich die fremde Hilfe dem wirtschaftlichen Aufschwung der 50er und 60er Jahre war, wurde sie seit der Rezession der 70er Jahre für immer überflüssiger oder problematischer erachtet. Zur Drosselung des Andrangs wurde Zuwanderung seither mit einer Serie von Restriktionen belegt. Die mittlerweile etablierten Fremden bekamen einen Stimmungsumschwung gegen sie zu spüren: sie sollten wieder gehen, da sie nicht mehr gebraucht würden. Gebotene Anreize zur Rückkehr fruchteten jedoch ebenso wenig wie zunehmender sozialer Druck auf sie, der sich seither vermehrt in einzelnen Anschlägen und Übergriffen manifestiert und verbreitete Vorbehalte gegen alle jenen zeitigt, von denen angenommen wird, dass sie die kulturelle Identität der jeweiligen Nation in Frage stellen. Vielmehr begannen sich die Eingewanderten lokal gegen xenophobe Anfeindungen seitens informeller wie politischer Gruppierungen zu organisieren und ihre erworbenen Rechte zu verteidigen.

Im Zuge europäischer Einigung fielen zwar schrittweise innereuropäische Grenzen, doch gegen bündnisfremde Eindringlinge wird die gemeinsame Außengrenze umso hermetischer befestigt. Denn Europa weigert sich gegen allen Augenschein hartnäckig, als Einwanderungsziel begriffen zu werden, und verpflichtete seine Mitgliedsstaaten entsprechend dazu, angestammte Bündnisverpflichtungen zu lösen, wie sie etwa Großbritannien mit dem *Commonwealth* pflegte, und entsprechende Maßnahmen gegen Zuwanderung zu ergreifen. 1992 einigt man sich auf eine gemeinsame, restriktivere Flüchtlingspolitik. – Andererseits kann und will sich Europa dem gegenläufigen Trend fortschreitender Globalisierung auf wirtschaftlichem und notgedrungen

Einleitung

auch kulturellem Gebiet keineswegs entziehen. Die Internationalisierung der Metropolen im Zuge ihrer Entwicklung in global bedeutsame Handels- und Dienstleistungszentren diversifiziert irreversibel die einheimische Kultur und erfordert zwangsläufig gewisse Kompromissbereitschaft. Denn nicht nur die umworbenen fremden oder multinationalen Kapitaleigner lassen sich nieder, sondern machen auch ein Heer von Dienstleistenden geringer Qualifikation erforderlich. Globale Kommunikationsmedien verbreiten auch in die Dritte Welt entsprechende Information über Lebensbedingungen, Wirtschaftszuwachs, überproportionalen Arbeitskräftebedarf und stimulieren damit weltweite Migration. Lokal erhält die Anziehungskraft mythisch überhöhter Erwartungen an die Zentren des Wohlstands zusätzlich Schubkraft von korrupten Regierungen, Menschenrechtsverletzungen unter Diktaturen, Bürgerkriegen und Naturkatastrophen, die einen Aufbruch auf der Suche nach tragbaren Lebensbedingungen unausweichlich machen. Globale Verkehrsnetze ermöglichen, allen dagegen ergriffenen Maßnahmen zum Trotz, globale Mobilität. Unter restriktiven Bedingungen erhöht sich vor allem die Dunkelziffer illegaler Einwanderer. Mit ihnen hält in den Metropolen eine neue Schicht der Unterprivilegierten Einzug, was Kritiker zur Warnung vor einer neuen Form der Sklaverei veranlasst, da sich im Herz der *Global Cities* quasi koloniale Verhältnisse zu reproduzieren drohen.

Parallel zu einer Entwicklung, die die Welt unaufhaltsam zusammenrücken lässt, werden auch globale Normen entwickelt. So sieht etwa die universale Deklaration von Menschenrechten 1948 sowohl ein Recht auf Verlassen als auch auf Rückkehr in das jeweilige Herkunftsland vor. Zum europäischen Standard gehört auch ein Bekenntnis zum internationalen Abkommen über Non-Diskrimination in Bezug auf Rasse, Religion, Geschlecht und Sprache. Theoretiker fordern darüber hinaus im Zuge der Liberalisierung von Handel und Kapitalfluss eine weiter gehende Einlösung internationaler Freizügigkeit, die auch den wirtschaftlichen Faktor der Arbeitskraft im Sinne einer Selbstregulierung des Markts und der Realisierung von Chancengleichheit von allerorten wirksamen Niederlassungsbeschränkungen befreien soll. Doch dem geforderten Recht auf freie Wahl der erstrebten Gesellschaft setzen ihre Kritiker das Recht auf Schutz einer Gemeinschaft und ihrer entwickelten Lebensart entgegen und können sich in Europa bislang einer deutlich höheren Akzeptanz ihres Arguments sicher sein. Denn dumpfe Ängste und Befürchtungen (etwa vor ethnischen Konflikten, vor Verlust von Abstammungsprivilegien und europäischer Dominanz im Staat, vor

Die Europäer und die Anderen

Arbeitslosigkeit und sozialem Abstieg, vor Übervölkerung, unkalkulierbaren Umweltbelastungen sowie einem „unregierbaren Chaos“) motivieren Wähler wie Regierende in Europa zu einer defensiven Haltung und entsprechend restriktiven Regulierung von Migration, die sich das Recht auf strenge Selektion der zugelassenen Einwanderer vorbehält.

Kultureller Pluralismus ist besonders in den europäischen Metropolen zwar eine unübersehbare Tatsache geworden, aber die kulturell nach wie vor homogen gedachten Nationen Europas tun sich schwer damit und reagieren mit verstärktem Nachdruck auf Integration und kulturelle Assimilation der Migranten. Ein Kulturaustausch zwischen den durch Abstammung definierten Einheimischen und Fremden verläuft unter der rigiden Richtlinie der Anpassung an eine vorgegebene „Leitkultur“ asymmetrisch. – Zwar ist bei Zuwanderern keineswegs davon auszugehen, dass sie Integration oder Anpassung verweigern, aber zum Leidwesen der Europäer lassen sie es eher mit Adaption im Sinne von flexibler Einstellung auf die jeweiligen Gegebenheiten bewenden, als sich unmissverständlich zu integrieren und ihre hergebrachte Kultur dafür aufzugeben oder zurückzustellen. Sozialer Druck gekoppelt mit latenter Stigmatisierung von Fremden, denen allenthalben Misstrauen entgegen gebracht und die sporadisch zum Ziel von Anfeindungen und Übergriffen werden, erweist sich in dieser Hinsicht als kontraproduktiv und verstärkt deren Rekurs auf ihre Ursprungskultur. Entsprechend ist eine zunehmende Verweigerung exklusiver Loyalität zu einer Nation und deren Kultur bei ihnen festzustellen. Vielmehr affirmieren sie rassistische und kulturelle Differenz, drängen auf Gleichstellung sowie das Recht auf freie kulturelle Entfaltung.

Verstärkt von der Globalisierung (eine Bezeichnung, die sich vor allem auf die seit den 80er Jahren betriebene ökonomische Liberalisierung bezieht, aber zunehmend auch mit deren weit reichenden kulturellen, sozialen und politischen Konsequenzen assoziiert wird, die das Entstehen einer „transnationalen Weltgesellschaft“ zeitigt) bilden sich in zunehmendem Maße Diasporas, Gemeinschaften von aus unterschiedlichen Gründen über die Welt Verstreuten, die jeweils ihre Bindung an gemeinsame Ursprünge eint. Das Entstehen transnationaler Gemeinschaften verbindet oft räumlich weit entfernte Ursprungs- und Zielorte. Zirkuläre Wanderbewegungen in Form eines Hin- und Her zwischen verschiedenen Orten lösen mehr und mehr eine unidirektionale Auswanderung ab. Entsprechend entstehen zunehmend transnationale Identitäten, deren Vertreter die ambivalente Zugehörigkeit zu mehr als einem Gemeinwesen verfechten.

Einleitung

Besonders die Folgegeneration von Einwanderern, die unter dem überschneidenden Einfluss unterschiedlicher Kulturen aufwächst, neigt dazu, Elemente aus beiden zu selektieren und so dynamische wie hybride Kulturvarianten zu kreieren.³ Adaption an die örtlichen Verhältnisse ist dabei zwar in der Regel gewährleistet, aber zweifellos verbindet sich mit der Betonung kultureller Differenz auch eine gewisse Abgrenzung. Verfechter von kultureller Assimilation als unverzichtbarer Voraussetzung sprechen angesichts dieser Entwicklung von einem Scheitern der Integration und einer Bedrohung des Nationalstaats, dessen Zusammenhalt auf kulturelle Gemeinsamkeiten gegründet sei und durch schleichende kulturelle Pluralisierung ausgehöhlt würde.

Robin Cohen interpretiert die Zeichen der Zeit gelassener: Wir befinden uns unleugbar auf dem Weg in eine globale Zivilisation, und fortschreitende Globalisierung macht Staaten stärker interdependent und beschneidet damit in gewisser Weise ihre Souveränität. Diasporas fügen einer gegenseitigen wirtschaftlichen, technologischen und ökologischen Abhängigkeit eine kulturelle Verflechtung von Gesellschaften hinzu. Sie bilden eine Lobby sowohl im Ursprungs- als auch im Zielland. In letzterem machen sie sich für Chancengleichheit, Rechtssicherheit, Nachzug von Verwandten, Freizügigkeit und autonome Selbstorganisation stark, in ersterem machen sie ihren Einfluss für eine Verbesserung der Lebensbedingungen geltend, nicht selten auch für einen Regierungswechsel, und können ihren innovativen Vorstellungen häufig durch finanzielle Unterstützung von Familienclans und substanzielle Investitionen Nachdruck verleihen. Eine nach wie vor veranschlagte nationale Homogenität erscheint angesichts der Entwicklung von globalen Weltstädten und proliferierenden Diasporas obsolet. Angesichts von knapp 200 souveränen Staaten in der UNO, aber mehr als 2000 Ethnien, die Anspruch auf eine nationale Identität erheben, muss das Konzept, jeder Volksgemeinschaft ein nationales Territorium zuzugestehen, als gescheitert gelten. Staaten sind vielmehr gefordert, eine Vielfalt von sich überschneidenden sozialen Identitäten zu verwalten. Herrschende Konzepte werden den neuen Gegebenheiten nicht gerecht, doch das Konzept des multikulturellen Staats trifft in Europa aus Angst vor einer Auflösung der Nationalstaaten auf neo-konservative Widerstände, die zu seiner Aufgabe als politisch unrealisierbar zwingen, bevor es ernsthaft erprobt werden konnte.

³ Bezüglich der Formation von Diasporas siehe Robin Cohen, *Global Diasporas. An Introduction* (1997)

Die Europäer und die Anderen

Die Verfechter einer aktuellen Philosophie der Postmoderne sehen in den sozialen, politischen und kulturellen Konsequenzen der Globalisierung vorwiegend eine Befreiung von einem für die Ära der Moderne charakteristischen Exklusivanspruch auf Fortschritt nach abendländischem Muster, doch Kritiker befürchten, dass die Entgrenzung sich einseitig im Sinn eines Ausbaus kapitalistischer Dominanz vollzieht. Dass sich hinter der viel beschworenen „unsichtbaren Hand des globalen Markts“ ausgeprägte Hegemonialbestrebungen manifestieren, wird einerseits weithin ignoriert oder bestritten, ruft andererseits aber erbitterte Globalisierungsgegner auf den Plan. Darunter machen nicht nur militante Kritiker einer Globalisierung von sich Reden, die weltweit das Recht des Stärkeren durchsetze und der daher im Sinne einer symmetrischeren Entwicklung Einhalt zu gebieten sei, sondern in Europa wie darüber hinaus ist auch ein erneutes Erstarken von Nationalismus, Rassismus und Sexismus zu verzeichnen. Religiöser Fundamentalismus deutet nicht allein in der islamischen Welt eine erstarkende Tendenz der Abkehr vom dominierenden Modell angleichenden Fortschritts in eine einheitlich konzipierte Moderne an.

Seit Ende des Kalten Kriegs und dem Zusammenbruch des kommunistischen Ostblocks, der mit seinem Gleichgewicht des Schreckens die internationalen Beziehungen über 40 Jahre stabilisierte, ist zwar verstärkt von einer „neuen Weltordnung“ die Rede, aber die offensichtliche globale Verflechtung von Gesellschaften und die historische Erfahrung von Interferenzen kommt dabei wenig zum Tragen. Vielmehr gründet die vorwiegend US-amerikanische Rhetorik auf vorgeprägten dichotomen Denkmustern und ruft erneut eine Aufspaltung der Welt, diesmal in Entwickelte und Unterentwickelte ins Leben, die auch als Nord-Süd-Konflikt bezeichnet wird.

„Limes-Ideologie“ oder „Kampf der Kulturen“

Im Zusammenhang mit dem Entwurf einer „neuen Weltordnung“ möchte ich zwei kontroverse Theorien ansprechen, deren Auslegung aktueller Entwicklungen paradigmatisch erscheint und insofern für die vorliegende Untersuchung relevant ist, als sie das Denkmuster über Zuwanderung in die hoch entwickelten Industrieländer nachhaltig beeinflussen. – Der Arzt und Entwicklungshelfer Jean-Christophe Rufin warnt in *L'empire et les nouveaux barbares* vor einer trivialen Polarisierung und kritisiert eine entstehende Abgrenzung und Befestigung der Industrieländer des Nordens gegen eine befürchtete Invasion der „Barbaren aus dem Süden“, die in ein System weltweiter Apartheid zu

Einleitung

münden drohe. – Der Politologe Samuel Huntington befürwortet in *The Clash of Civilisations* eine klare Abgrenzung in mehrere kulturell bestimmte Blöcke als Grundlage einer stabilisierten Politik im 21. Jahrhundert und betrachtet eine übergreifende kulturelle Durchmischung als gefährliche Subversion sozialen Zusammenhalts. Die in beiden Theorien angesprochene Aufspaltung der Welt widerspricht der aktuellen Tendenz der Globalisierung nur scheinbar, sondern betont deren inhärente Asymmetrie, die als destabilisierender Faktor eingeschätzt wird.

Rufin vergleicht die Krise internationaler Beziehungen nach dem Zusammenbruch des Ostblocks mit der Situation des Römischen Reichs nach dem Sieg über Karthago.⁴ Das Ausscheiden des zentralen Widersachers erfordere eine Neuorientierung, die damals wie heute im unifizierenden Gegensatz zu anderen gesucht werde, die von ihrer Gemeinschaft nichts wissen. Die historische Parallele bestehe in der Konfrontation einer zentralisierten Partei mit einer diffusen Vielheit, die mangels eines unifizierenden Gegners zur Gefahr stilisiert werde. Waren es damals die stereotyp zu „Barbaren“ erklärten Völker jenseits des imperialen Herrschaftsbereichs, gegen die das Römische Reich seine neue Identität als Zivilisationsbringer mit Anspruch auf Universalismus definierte und deren „Barbarei“ zum imaginären Gegner ihrer Mission erklärte, so werde heute der Gegner vorwiegend im Süden lokalisiert und die „Dritte Welt“ zu neuen Barbaren stilisiert, gegen deren Bedrohung sich das „Imperium der Zivilisierten“ als Verfechter der freiheitlichen Demokratie unifiziere. Die Konfrontation der reichen Länder des Nordens mit den armen im Süden sei nicht nur ein Konstrukt, in dem Identität gesucht werde, sondern auch Ausdruck eines einschneidenden Ideologiewechsels: von einem ideologischen Solidaritätspakt angleichender Entwicklung werde graduell auf ein Feindbild umgeschwenkt und nach Ende des Kalten Kriegs eine Ideologie der Ungleichheit und der Asymmetrie wieder erweckt, an der der Mythos von der Entwicklung für alle zerbricht. Denn es wird nicht nur deutlich, dass der Fortschritt der Entwickelten nicht mehr einholbar sei, sondern die Vergrößerung der Kluft werde auch zu einer entgegengesetzten Entwicklung stilisiert, die eine grundsätzliche Unvereinbarkeit signalisiert. Das neue Konzept beinhalte einen Bruch mit dem Süden sowie die Errichtung eines Schutzwalls um die Zivilisation der Entwickelten, vergleichbar mit dem Limes der

⁴ Jean-Christophe Rufin, *L'empire et les nouveaux barbares* (1991)

Die Europäer und die Anderen

Antike, der zum Schutz vor einer befürchteten Invasion der Barbaren diene. Indem die Panik vor einer Invasion der Armen geschürt und Maßnahmen gegen Migration getroffen werden, bereite sich der Norden darauf vor, seine Grenzen langfristig möglichst hermetisch zu verschließen, durchlässig nur in Richtung nach draußen, und beschwöre damit eine gewaltsame Konfrontation geradezu herauf. – Auf Seiten der Anderen mache umgekehrt eine Kultur der Armut als dauerhaft etabliertes Phänomen wachsende Bevölkerungsanteile bereit zur Invasion der Hochburgen des Wohlstands. Die Polarisierung werde reziprok aufgegriffen und die Ideologie des Bruchs bestätigt. Mit der Migration würden die Spannungen in Form von Konflikten unter ethnischen Vorzeichen auch in europäische Metropolen getragen.

Der veranschlagte Gegensatz zwischen Zivilisation und Barbarei muss zweifellos als ideologisch überhöht gelten: es geht weniger darum zu zeigen, wie es ist, sondern welche Richtung eingeschlagen werden soll. Im Sinne einer Ideologie des Bruchs zwischen den Welten werden imaginäre Gegensätze verschärft und eine Konfrontation zwischen den Antagonisten eingeleitet. Um den zeitlichen Fortbestand ihrer überlegenen Lebensart zu sichern, konformierten sich die hoch entwickelten Industrieländer des Nordens graduell mit einer räumlichen Beschränkung. Nach dem Scheitern der kolonialen Einverleibung der Welt gehe es um den Rückzug auf eine sichere Verteidigungslinie, die Armut und Instabilität ausgrenzen soll und dafür asymmetrische Entwicklung hinnimmt und befestigt. Der noch in Konstruktion begriffene Limes scheidet eine geschlossene Welt von einem diffusen Draußen, das notgedrungen den Anderen überlassen wird. Doch die Abgrenzungspolitik greife nur, wenn es gelingt die Anrainerstaaten in der Kontaktzone am Limes zu stabilisieren und zu Pufferstaaten zu funktionalisieren. Deshalb richte sich das vordringliche diplomatische Interesse auf Einbindung dieser Kontaktländer, denen gewisse Vergünstigungen im Tausch gegen Schutzverpflichtungen geboten würden. Entwicklungshilfe im allgemeinen werde zunehmend an eine Stabilisierung der Verhältnisse geknüpft und sei vor allem auf Abwendung der sozialen Bedrohung für den Norden gerichtet. So konkurrierend die Interessen der Industrienationen sonst seien, so konvergierten sie doch augenscheinlich hinsichtlich einer Abwendung der Bedrohung ihres Wohlstands. Der Einigungsprozess Europas seit den 60er Jahren illustriert dies: während vorher erbitterte Konkurrenz der verschiedenen Nationen miteinander vorherrschte und eine Fusion eher mit den entsprechenden Kolonien im Süden angestrebt wurde, verbinde sie seit der Preisgabe ihrer Kolonien eine defensive

Einleitung

Ideologie, für die sie ihren Exkolonien auch die letzten Vorrechte aufkündigten, um gemeinsam Schritt für Schritt eine schärfere Grenzziehung nach außen durchzusetzen. Zur Legitimierung zunehmend hermetischer Abschottung vor außereuropäischen Migranten werde ihr bisher relativ unerhebliches Hereinsickern als Hereinbranden dargestellt und so einer Abwehrhaltung in der Bevölkerung Vorschub geleistet. Die öffentliche Meinung sei bereits infiziert von der Ideologie, Wohlstand durch Eingrenzung zu schützen. Im Namen von Sicherheit setze die Limesideologie eine scharfe Trennung zum Ziel und suggeriere massiv, dass der Limes undurchlässig gemacht werden müsse. Zur Abwehr taue jedes Mittel, denn für Gegner gelten die eigenen Gesetze und Ideale nicht – was innerhalb des Limes streng geahndet würde, sei außerhalb erlaubt. So würden Demokratie, Entwicklung und Rechtsstaatlichkeit auf Insider beschränkt. Die Sicherung des Errungenen, des Entwicklungsvorsprungs, der Privilegien würden so um den Preis der Gerechtigkeit erkaufte. Bei seiner kritischen Auslegung einer vom „Imperium der Zivilisierten“ angestrebten neuen Weltordnung gibt Rufin zwar abschließend zu bedenken, dass Verteidigungsstrategien dieser Art historisch betrachtet früher oder später mit einem Dambruch geendet haben. Doch das Beispiel des Römischen Reichs, das damit seinen Niedergang immerhin um Jahrhunderte hinauszuzögern imstande war, wird die maßgeblichen Verfechter kaum entmutigen, auch wenn von einer solchen Spanne in unserer schnelllebigeren Zeit niemand ernsthaft ausgehen dürfte.

Im Unterschied zu Rufin's aufrüttelnder Intention bei der Entlarvung systematischer Segregation zwischen Nord und Süd als „neuer Weltordnung“ bereitet Huntington auf einen „Kampf der Kulturen“ als zukünftig bestimmender Auseinandersetzung vor und vertritt mit Überzeugung das Modell einer in verschiedene Zivilisationen aufgespaltenen Welt, in der die führenden Industrienationen sich auf ihre abendländische Identität besinnen müssten, wenn sie nicht untergehen wollten.⁵ Nach Beendigung des Kalten Kriegs und damit der Aufspaltung in zwei unifizierende ideologische Lager sieht er ein bedenkliches Erstarken unterschiedlicher kultureller Identitäten, das alle Hoffnung auf eine globale Zivilisation nach abendländischem Muster zerschlage. Unzweifelhaft verlören die USA als derzeitige Hegemonialmacht wie ihre europäischen Alliierten schon früher (und damit das Modell abendländischer Kultur als solches) an

⁵ Samuel P. Huntington, *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order* (1996)

Die Europäer und die Anderen

disziplinierendem Einfluss. Seit Ende der kolonialen Expansion Europas zu Beginn des 20. Jahrhunderts habe eine Revolte der Beherrschten gegen westliche Vormacht eingesetzt und sie im Lauf der Zeit wirksam unterminiert. Mit dem schleichenden Abstieg erst der europäischen Kolonialmächte und allmählich auch der USA von ihrer weltbeherrschenden Stellung schwinde die Vorbildfunktion und Verbindlichkeit eines einheitlichen zivilisatorischen Konzepts. Die internationale Ordnung, die lange westlich dominiert gewesen sei, destabilisiere sich. Unterschiedliche Kulturen driften unaufhaltsam auseinander anstatt sich weiter anzunähern. Inzwischen habe sich die proklamierte Universalität westlicher Kultur als Konstrukt erwiesen und einer Pluralität von Einflüssen aus verschiedenen Kulturkreisen mit jeweils unterschiedlichen Konzepten von Fortschritt Platz gemacht. Neue Regionalmächte in Asien, der islamischen Welt, im osteuropäischen Raum etc. demonstrierten nicht nur wachsenden Einfluss, sondern forderten den Westen und die von ihm aufrecht erhaltene Weltordnung heraus.

Unter diversen für möglich erachteten Szenarien des Niedergangs und resultierender Neuordnung (Huntington zitiert in diesem Zusammenhang neben der für unwahrscheinlich gehaltenen Behauptung westlicher Hegemonie im Zuge der Globalisierung noch andere Visionen wie eine Polarisierung unter dem Vorzeichen von armen Ländern im Süden mit den reichen im Norden oder eine multilaterale Konfrontation zwischen Einzelstaaten ohne disziplinierende Hegemonialmacht oder gar die Auflösung nationalstaatlicher Ordnung, die er mit einem Zusammenbruch staatlicher Autorität, Anarchie sowie ethnischen Konflikten unter Führung krimineller *Warlords* assoziiert, die unkontrollierbare Flüchtlingsströme mit sich brächten) tendiert Huntington zum Modell globaler Integration von 7-8 Kulturkreisen oder Zivilisationen, in dem Nationalstaaten überleben, aber sich unter Maßgabe kultureller Verwandtschaft um führende Kernländer zu miteinander konkurrierenden Blöcken formieren. In einem Gleichgewicht durch wechselnde taktische Allianzen zwischen den Blöcken, die sich im Grunde hostile gegenüberstehen, weshalb blockübergreifende Partnerschaften als instabil einzuschätzen wären, sieht er noch die den Umständen entsprechend beste Garantie für relative politische Stabilität. Denn kulturelle Einheitlichkeit betrachtet er als die entscheidende Voraussetzung für sozialen Zusammenhalt. Allerdings müsse der Westen in einer solchen Konstellation, ob er wolle oder nicht, um seinen Fortbestand kämpfen. Sein Überleben hänge davon ab, die gemeinsame abendländische Identität zu bekräftigen, um jene Unifizierung zu

Einleitung

erreichen, die allein die Chance bieten, der Herausforderung die Stirn zu bieten.

In Ländern mit verschiedenen ethnischen Bevölkerungsgruppen sieht er in dem Prozess der Integration um Kernländer unterschiedlicher Kulturkreise zehrende interne Konflikte und soziale Segregation voraus, die sie zu Verlierern prädestinierten. Denn eindeutige Identifikation mit und unverbrüchliche Loyalität zu einer Gruppe sieht er als archaisches Prinzip an, das seine Rechtfertigung daraus bezieht, dass eine straffe Organisation mit gemeinsamen Werten und Zielen sich in der Auseinandersetzung mit anderen als schlagkräftiger, wirkungsvoller und daher überlebensfähiger erweise. „Kulturell schizophrene“ Nationen mit Populationen, die zu unterschiedlichen Zivilisationen gehören, betrachtet er als instabil und über kurz oder lang von Zerfall bedroht. („We are different people and belong in different places“.) Augenblicklich versuche der Westen, seine Führungsposition zu behaupten, indem er seine Interessen als global definiere und alle in eine globalisierte Weltwirtschaft einzubinden hoffe. Doch die Bildung übergreifender globaler Verbände hält er angesichts desintegrativer Tendenzen für utopisch. Die bestehenden Gegensätze könnten nicht lange überdeckt werden. Aufgrund der Verflechtungen liefen die westlichen Industrieländer vielmehr Gefahr, als bevorzugte Zielländer von einer sich selbst verstärkenden globalen Migrations-Krise unterminiert zu werden. Denn es bestehe ernsthaft die Gefahr, dass Europa wie die USA zu zersplitterten Gesellschaften würden. Die Haltung gegenüber zunehmenden Migrationsströmen sei in den westlichen Industrienationen bisher noch ambivalent und schwanke zwischen einer Befürwortung auf Grund von Arbeitskräftebedarf, die bis in die 70er Jahre vorherrschend gewesen sei, und restriktiven Maßnahmen der Kontrolle und Auslese auf Grund von Arbeitslosigkeit, die seit den 80er Jahren im Kommen seien. Aber die bereits importierte Problematik zeichne sich nur allzu deutlich ab; denn die halbherzigen Versuche der Integration müssten angesichts eines in den Metropolen etablierten kulturellen Pluralismus, der der Instabilität Vorschub leiste, als gescheitert gelten. In der Bevölkerung wachse die Angst vor der Invasion und besonders in Europa komme es neuerdings zu Ausschreitungen gegen Migranten.

Wenn der Westen seinen Zenit auch überschritten habe, unmissverständlich angekündigt von wirtschaftlichen Depressionen, denen dann unweigerlich Invasionen der Barbaren folgten, könne der Niedergang doch noch abgewendet oder zumindest hinausgezögert werden, wenn eine Unifizierung des Westens durch ein erneuertes Bekenntnis zu abendländischen Grundwerten

Die Europäer und die Anderen

gelänge, als da wären: das Erbe der Antike, Christentum, Sprachenvielfalt, Trennung von Staat und Kirche, Rechtsstaatlichkeit, sozialer Pluralismus, repräsentative Demokratie und Individualismus. Fremde Enklaven eines kulturellen Pluralismus gelte es zu bereinigen, Immigranten aus anderen Kulturkreisen müssten strenger selektiert und integriert werden. Befürworter multikultureller Gesellschaften in den eigenen Reihen gelten Huntington als verkappte Separatisten und werden als Renegaten zum vordringlichsten Ziel seiner Kritik.

Beide Visionen einer „neuen Weltordnung“ signalisieren, ob kritisch oder befürwortend, ein abweisendes Klima außereuropäischer Migration gegenüber, das sich zukünftig eher verschärfen soll als im Sinne komplexeren Zusammenwirkens im Rahmen eines globalisierten Systems zu normalisieren. Der Formierung von komplexeren sozialen Organisationsmustern, etwa im Sinne von multipler kultureller Zugehörigkeit und hybriden Identitäten werden nicht nur wenig Chancen eingeräumt, sondern einem reduktionistischen Zug zu „archaischen Prinzipien“, zur Bekämpfung von Veränderungen und Vermischung stillschweigend Prädominanz zugebilligt. Wenn die angesprochene reaktionäre Zukunftsorientierung den komplexen Gegebenheiten auch weniger gerecht zu werden versucht als sie durch ideologische Überhöhung zu problematisieren und zuzuspitzen, so ist ihre rhetorische Wirksamkeit doch nicht zu unterschätzen. Wahlerfolge von neo-konservativen und rechtspopulistischen Parteien in den meisten Mitgliedsstaaten der EU deuten wachsende Akzeptanz von defensiven und vordringlich an Sicherheit orientierten Konzepten in der europäischen Bevölkerung an, und auch die verschärfte ideologische Polarisierung der Weltpolitik nach dem Anschlag auf das *World Trade Center* in Parteigänger „anarchischen Terrors“ oder „der Zivilisation“ weist auf eine gleichsam selbsterfüllende Prophezeiung hin.

Vorgehen

Die Betrachtung karibischer Migration kann als exemplarisches Beispiel dafür dienen, dass polarisierende Konzepte, so gängig sie sind, aktuellen Gegebenheiten nicht gerecht werden, sondern in globalem Maßstab komplexe und irreversible Verflechtungen, nicht zuletzt kultureller Art bestehen, die – trotz unleugbaren Unterschieden und Besonderheiten aller Varianten – ein Beharren auf unvereinbarer Gegensätzlichkeit absurd erscheinen lassen.¹

Zunächst ist in Besonderheiten einzuführen, die nicht nur die Karibik kennzeichnen, sondern auch die von ihr ausgehende Migration, wie rassische und kulturelle Vermischung, oder das Bestehen einer Tradition der Mobilität und Abwanderung erklären. Sodann werden die der Untersuchung zugrunde liegenden Quellen, das methodische Vorgehen sowie die vertretenen Thesen zu erläutern sein.

Die Karibik als Diaspora und die Tradition beständiger Migration

Die Karibik kann als die am intensivsten und nachhaltigsten kolonisierte Region gelten. Mit der Entdeckung der Neuen Welt nahmen spanische Eroberer hier die ersten kolonialen Territorien in Besitz, von denen einige immer noch unter europäischer Herrschaft stehen (wie die französischen Überseedepartements und die Niederländischen Antillen sowie einige verbleibende *British West Indies*) oder übergangslos der regionalen Vormacht USA „assoziiert“ wurden wie Puerto Rico und die ehemals dänischen Virgin Islands. – In Ermangelung von Handelsware, wie den ursprünglich erhofften Gewürzen, oder Bodenschätzen, wie das ersehnte

¹ Besonders treffend hat Edward W. Said das Dilemma globaler Vergesellschaftung unter Hinweis auf die ursächliche europäische Beteiligung formuliert: „No one today is purely *one* thing. Labels like Indian, or woman, or Muslim, or American are not more than starting-points, which if followed into actual experience for only a moment are quickly left behind. Imperialism consolidated the mixture of cultures and identities on a global scale. But its worst and most paradoxical gift was to allow people to *believe* that they were only, mainly, exclusively, white, or Black, or Western, or Oriental....No one can deny the persisting continuities of long traditions, sustained habitations, national languages, and cultural geographies, but there seems no reason except fear and prejudice to keep insisting on their separation and distinctiveness, as if that was all human life was about. Survival in fact is about the connections between things.“ *Culture and Imperialism* (1993), S. 336.

Vorgehen

Gold, wurde die Karibik zur Wiege der Plantagenwirtschaft, die Europa unvergleichlichen Gewinn einbringen sollte. Bis Ende des 18. Jahrhunderts stellten sie die reichsten und begehrtesten Kolonien dar, um die von allen europäischen Kolonialmächten erbittert gestritten wurde. Plantagenwirtschaft und afrikanische Sklaven prägten die Region so nachhaltig, dass diese Kriterien heute als konstitutiv für eine vornehmlich kulturräumliche Definition der Region gelten, die die Inselwelt der karibischen See umfasst sowie jene Küstengebiete, die ebenfalls überwiegend von Plantagenwirtschaft und afroamerikanischen Kulturen geprägt sind, wie die drei Guyanas oder Belize.

Dadurch dass auf dem in der Folge unter Spanien, Großbritannien, Frankreich und die Niederlande aufgeteilten Archipel ein regelrechter Bevölkerungsaustausch vollzogen wurde, bei dem man die in wenigen Jahrzehnten praktisch ausgerotteten indianischen Bewohner zunächst mehrheitlich durch versklavte Afrikaner ersetzte und nach deren schließlicher Freilassung Mitte des 19. Jahrhunderts durch asiatische (im einzelnen: indische, javanische und chinesische) Kontraktarbeiter ergänzte, entstand auf engem Raum eine außergewöhnliche ethnische und kulturelle Vielfalt – gegen den Willen der Kolonialherren, die sich nach Kräften bemühten, die heterogene Bevölkerung der jeweiligen europäischen Kultur zu assimilieren. Abgesehen von einer charakteristischen rassistischen Vermischung, die alle möglichen Nuancen der Hautfarbe hervorgebracht hat, präsentiert sich auch die Kultur heute als hybrides Produkt. Einerseits sind die Inseln nach jahrhundertelangen Assimilierungsbestrebungen nachhaltig europäisiert, andererseits weisen sie synkretistische Kulturzüge auf, die auf afrikanische, asiatische und gelegentlich indianische Ursprünge zurückgreifen. Aus dem erzwungenem Völkergemisch auf den Plantagen und der alltäglichen Überschneidung unterschiedlicher Kulturen sind in einem allmählichen Prozess der „Kreolisierung“ nicht nur eigenständige Kreolsprachen, sondern eine Vielzahl von hybriden, transkulturellen, kreolischen Identitäten hervorgegangen, deren gemeinsame Charakteristik in der Synthese von Elementen unterschiedlichen kulturellen Ursprungs besteht.

Migration hat in der Karibik eine lange Tradition. Zum einen stellt die heutige Population, ob europäischer, afrikanischer oder asiatischer Abstammung, eine in ihrer Gesamtheit im Laufe der Kolonialzeit zugewanderte – oder besser in ihrer Mehrzahl dorthin verschleppte – dar. Zum anderen sah sich ein Großteil von ihnen im Zusammenhang mit dem Bedeutungsverfall der vormals exklusiven Zuckerproduzenten, die im 19. Jahrhundert in eine Krise gerieten und sich zur

Einleitung

Aufgabe der Sklaverei zugunsten von Lohnarbeit genötigt sahen, erneut zur Migration gezwungen. Da das halbherzige Zugeständnis der Emanzipation nicht ausreichte, die Kooperation der ehemals Versklavten zu gewinnen, zogen sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts viele europäische Pflanzer in die jeweiligen Mutterländer zurück. Den weniger Privilegierten blieb auf den von den Kolonialmächten mehr und mehr vernachlässigten Inseln nicht anderes übrig, als den Mangel an Verdienstmöglichkeiten durch saisonale Arbeitsmigration zu kompensieren: erst auf andere Inseln, wo noch Zucker angebaut wurde und temporär erhöhte Nachfrage nach Arbeitskräften bestand, um die Jahrhundertwende dann vermehrt auf das zentral- und südamerikanische Festland, um sich etwa beim Bau des Panamakanals zu verdingen. Rassischer Diskrimination und ausbeuterischen Arbeitsbedingungen anderswo zum Trotz, wurde Migration zu einem unverzichtbaren Faktor, zu einem notgedrungen akzeptierten Aspekt der sozialen Perspektive, zunehmend einbezogen in den Lebensentwurf jedes einzelnen, und ist über die Dekolonisierung der meisten Inseln bis Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus aktuell geblieben.²

Unabhängigkeit aus eigener Kraft durchzusetzen, wie die Kolonien auf dem amerikanischen Festland, erwies sich für die so verstreuten wie unter verschiedene Herrscher aufgeteilten Inseln als aussichtslos (mit Ausnahme Haitis, das sich, angeregt von der Revolution in Frankreich, in einem blutigen Befreiungskrieg französischer Kolonialherrschaft sowie der Sklaverei entledigte und die errungene Unabhängigkeit auch gegen spanische und britische Restaurationsversuche europäischer Kolonialmacht verteidigte). Zwar dienten sich die USA wiederholt als Befreier – etwa Kubas und Puerto Ricos – an, doch bauten sie mit ihren Interventionen gleichzeitig den Einfluss als regionale Hegemonialmacht aus. Autonomie erscheint daher in der Karibik bis heute als eine von höheren Gnaden und widerruflich gewährte. Außenabhängigkeit und Fremdbestimmung setzen sich fort und lassen auch unter Selbstverwaltung nur beschränkt eigenständige Entwicklungsperspektiven für die geographisch wie politisch zersplitterten Inseln aufkommen, die für einander eher Konkurrenten auf dem Weltmarkt darstellen als

² Zur Darstellung karibischer Migration mit ihren Ursachen, Zielen, speziellen Charakteristiken und Auswirkungen vgl. *The Caribbean Exodus*, Hrsg. Barry Levine (1987), insbesondere die Beiträge von Dawn Marshall, „A History of West Indian Migration: Opportunities and ‚Safety –Valve‘ Policies“; Charles Carnegie, „A Social Psychology of Caribbean Migrations: Strategic Flexibility in the W. I.“; Aaron Segal, „The Caribbean Exodus in a Global Context: Comparative Migration Experiences“.

Vorgehen

Kooperationspartner. Das Moment einseitiger Entwicklung zu einer tropischen Extension und spezialisierten Ergänzung der Metropolen in Form von Plantagenkolonien erweist sich als nachhaltiges Handikap, das eine diversifizierende Entwicklung nach eigenen Bedürfnissen erschwert. Zum kolonialen Erbe gehört auch eine steil geschichtete Gesellschaft, die sozialen Aufstieg erschwert und – aller Vermischung zum Trotz – von nuancierten Kriterien der Abstammung und der Hautfarbe abhängig macht. Wer soziale Mobilität erstrebt, sucht sie – der Logik der Verhältnisse entsprechend – zumeist anderswo.

Seit dem Zweiten Weltkrieg richtet sich karibische Migration auf weiter gesteckte Ziele, bevorzugt in nordamerikanische und europäische Metropolen, und erstmals unter permanenter Perspektive. Zu überseeischen Unternehmungen ermutigte zum einen die Kriegsteilnahme französischer und britischer Kontingente aus Kolonien in der Karibik. Der Einsatz für die Alliierten belebte nicht nur die Verbindung zum Mutterland, sondern förderte auch das Bewusstsein, sich dort ein Niederlassungsrecht erworben zu haben. Zum anderen bewarb man sich von europäischer Seite in der Nachkriegszeit aktiv um Arbeitskräfte aus den verbleibenden Kolonien zur Beseitigung von Kriegsschäden. Außerdem rückte Europa auch deshalb verstärkt in den Fokus karibischer Migration, weil die traditionell bevorzugte Auswanderung in die benachbarten USA 1952 durch nationalitätsbezogene Quoten eingeschränkt wurde, die außereuropäische Zuwanderer benachteiligte.

Notgedrungen hat für Gesellschaften in der Karibik Mobilität immer eine wesentliche Rolle gespielt, Migration ist gleichsam konstitutiv für sie. Ein flexibler und nomadisierender Lebensentwurf hat sich als kulturelle Eigenart in ihnen verankert und fördert nicht nur bei einem Großteil ihrer Bewohner die Bereitschaft, Gelegenheiten, wo auch immer sie sich bieten, beim Schopf zu ergreifen und sich multiple Optionen aufzubauen, sondern auch die Adaptionsfähigkeit. und Angesichts wachsender Beschränkung von Migration macht sie dies beispielsweise zu Experten für bestehende Schlupflöcher. Weil viele sich auf die Wanderschaft begeben haben, hat beinahe jeder der Zurückgebliebenen Beziehungen ins Ausland. Die Mobilität derer, die sich in der Metropole eine Existenz aufgebaut haben, schürt umgekehrt Erwartungen bei den zu Hause Gebliebenen. Die Kunde über die Möglichkeiten anderswo, auch wenn sie oft beschönigend und wenig verlässlich sein mag, verstärkt den Wunsch zur Migration. – Die verbreitete Überzeugung, dass in den Metropolen der soziale

Einleitung

Aufschwung zu realisieren sei, der in der Karibik so hartnäckig versagt bleibt, geht nicht zuletzt auf das Prinzip der Europäer zurück, koloniale Aneignung mit einem Programm allmählicher kultureller Angleichung zu rechtfertigen, die den Kolonisierten in Aussicht stellte, gleichberechtigt an den viel beworbenen Segnungen der Zivilisation Teil zu haben. So tun sie letztlich nichts anderes als das, worauf die ihnen so nachdrücklich vermittelte Kultur sie vorbereitet, wenn sie bestehende Bindungen ans Zentrum in umgekehrter Expansionsrichtung nützen.

Zwar sticht die Karibik nicht durch die absolute Größenordnung ihres Bevölkerungsexports hervor, aber im Verhältnis zu einer Gesamtpopulation von etwa 35 Millionen verzeichnet sie weltweit die höchste Auswanderungsrate. Zur Migration sieht sich ein breiter Querschnitt der Bevölkerung veranlasst, Fachkräfte und Intellektuelle ebenso wie gering Qualifizierte, Männer ebenso wie Frauen (wanderten in der Nachkriegszeit zunächst eher Männer ab, so überwiegen seit Ende der 60er Jahre die Frauen geringfügig). Von Seite karibischer Regierungen wird Auswanderung in der Regel nicht ungerne gesehen, da sie die Probleme reduziert, die aus der traditionellen Übervölkerung der Inseln resultieren. Vor allem einige der kleinen Inseln sind mittlerweile wirtschaftlich auf finanzielle Rücksendungen von Migranten angewiesen. Da jedoch vorwiegend die Jungen abwandern, erwachsen daraus neue Probleme für die zurückbleibenden Alten.

Da die Karibik augenblicklich nicht als akuter Krisenherd gilt, wird Migration als freiwillig und überwiegend ökonomisch motiviert beurteilt, obwohl viele eine ausweglose Lage fliehen und in den Hochburgen der Zivilisation durchaus begründet Zuflucht suchen. Nur in Bezug auf Kuba und Haiti ist von Flüchtlingen die Rede, denen zwingende Gründe zugebilligt werden, ins Exil zu gehen. Im Fall von Kubanern wird politische Unterdrückung durch das kommunistische Regime in der Regel bereitwilliger anerkannt und entsprechend Exil gewährt als im Fall von Haitianern, deren Notlage durch diktatorische Machthaber verursacht wird, die sich meist mit Unterstützung der USA an der Macht halten.

Da die Region unter verschiedene Kolonialmächte aufgeteilt war und später überwiegend unter den Einflussbereich der USA geriet, bestehen Bindungen an eine Vielzahl von Metropolen die als Ziele in Frage kommen (von New York über London, Paris, Miami, Madrid bis Montréal, Toronto, Den Haag, Amsterdam und zuzeiten auch Moskau). Doch folgt die Wanderbewegung nicht nur der vorgezeichneten Linie von einer Kolonie in die entsprechende Metropole, sondern auch zwischen den Zielorten besteht eine immer regere Fluktuation von

Vorgehen

Migranten. Denn in praktisch allen erwähnten hat sich mittlerweile eine karibische Diaspora etabliert, die in losem Kontakt zu der in anderen Städten steht. Der permanente Charakter und irreversible Einfluss karibischer Migration macht sich auch in karibisch geprägten Vierteln deutlich, wie Brixton in London oder Barbés in Paris. Denn die Ankömmlinge kultivieren – nicht zuletzt wegen latenten Anfeindungen von europäischer Seite – eine starke Bindung an ihre Ursprünge, und rekonstruieren auch in den europäischen Metropolen eine spezifisch eigene Lebensart. Dabei wäre die Karibik selbst bereits als eine Diaspora anzusehen, wo um den Bezug zu den lange diskriminierten afrikanischen Ursprüngen gerungen wird. Ist also schon in der Karibik eine hybride kulturelle Identität maßgeblich, so wird diese bei der Fortsetzung ihrer Wanderung (tendenziell bevorzugt in die Zentren der Industrieländer und nur in geringem Maß zurück nach Afrika oder Asien) eher durch neue Facetten erweitert als vereinheitlicht.

Da sich karibische Migration breit gefächert darstellt und auf eine Vielzahl von Zielen in Europa, Nordamerika, aber auch in Lateinamerika, Afrika und neuerdings sogar in der arabischen Welt verteilt, bleibt der Impakt auf die jeweiligen Zielländer vergleichsweise gering. Sie bilden Minoritäten, die wenig Bedrohung für die dominante Gesellschaft darstellen, dafür aber notorisch mit Marginalisierung zu ringen haben. Der Umstand, dass es sich um Angehörige buchstäblich aller Rassen sowie deren vielfältige Vermischung handelt, macht sie, was Herkunft anbelangt, oft unkategorisierbar, verleiht ihnen aber speziell in europäischem Umfeld, wo es bis nach dem Zweiten Weltkrieg – im Gegensatz etwa zu den USA – kein nennenswertes Netzwerk von außereuropäischen Bevölkerungsgruppen gab, eine äußerliche Unterscheidbarkeit, die eine pauschale Einstufung als Fremde unterstützt, auch wenn sie, wie Antillaner in Frankreich beziehungsweise in den Niederlanden (oder Puerto Ricaner in den USA), als gleichberechtigte Staatsbürger zu gelten haben. Jene, die kein solches Privileg in Anspruch nehmen können, werden von zunehmend prohibitiven Einwanderungsbestimmungen behindert. Diese wirken sich auch auf die seit den 60er Jahren in Unabhängigkeit entlassenen *British West Indies* wie Jamaika, Trinidad, Barbados etc. sowie Guyana und das ehemals niederländische Surinam auf dem südamerikanischen Kontinent aus, die traditionell eine starke Affinität für die ehemalige Kolonialmetropole kultivierten. Aber mit der nicht ganz von ungefähr gewährten Selbständigkeit gingen ihre Bewohner auch der Niederlassungsrechte in Europa verlustig, nicht zuletzt weil sie mehrheitlich für eine als problematisch wahrgenommene Diaspora in Großbritannien

Einleitung

beziehungsweise den Niederlanden verantwortlich gemacht wurden. – Indizien sprechen also dafür, dass die Karibik, deren Anschluss ans Zentrum so nachhaltig betrieben wurde und so lange außer Frage stand, im Begriff steht, zu einer problematischen Region „hinter dem Limes“ erklärt zu werden, vor deren Ansturm Europa sich schützen will.

Quellen und Methodik

Die Wanderbewegung von der ehemals kolonialen Peripherie in die Zentren der Industrieländer im allgemeinen wie auch die Migration aus der Karibik im besonderen wurden bisher vorwiegend unter sozialen und politischen, selten unter kulturellen Gesichtspunkten analysiert. So hat man sich etwa unter dem Schwerpunkt Migrationsforschung bemüht, Größenordnung, Ursachen, Wege, Verlauf, Konfliktpotenzial, Integrationschancen etc. zu erhellen. Die meisten Untersuchungen beziehen sich auf die USA, denn als umkämpftes Auswanderungsziel bestand dort schon früh ein Interesse, migratorische Tendenzen zu erkennen und zu steuern. So lässt sich dort auch schon ab den 20er Jahren eine Thematisierung interkultureller sowie interrassialer Beziehungen feststellen, die zunächst vor allem die Problematik eruierte, dass gewisse Ethnien nicht im amerikanischen Schmelztiegel aufgehen. Angeregt von der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung, hat in den 60er Jahren eine verstärkte Auseinandersetzung mit ethnischen Minoritäten unter Maßgabe der Forderung nach kulturellem Pluralismus eingesetzt und wird seither systematisch vertieft und differenziert. In diesem Zusammenhang wurde auch die benachbarte Karibik, die seit dem Rückzug der Kolonialmächte eine argwöhnisch überwachte Einflusszone der USA darstellt, eingehend beleuchtet und die Zuwanderung von einzelnen Inseln detailliert behandelt, was etwa Probleme der Integration oder Marginalität, sozialer Mobilität und kultureller Identität von Exilgemeinden betrifft. Besondere Aufmerksamkeit wurde in dieser Hinsicht der Migration aus Puerto Rico als den USA assoziiertes Territorium und den Flüchtlingswellen aus dem kommunistischen Kuba zuteil.

In Europa setzte die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen wachsender außereuropäischer Bevölkerungsgruppen in den Metropolen und dessen Ursachen sowie Konsequenzen erst Ende der 60er Jahre allmählich ein. Ähnlich wie in den USA dominieren auch hier soziologische Gesichtspunkte. Einschlägige Studien karibischer Migration beziehen sich in erster Linie auf Anlaufziele wie Großbritannien, in geringerem Maße auf Frankreich und

Vorgehen

vereinzelt auf die Niederlande. Über das fragmentarische Bild hinaus, das Erhebungen und Befragungen liefern, sind jedoch Sichtweise und Stellungnahmen der Ankömmlinge zu der Problematik, die sie vorfinden oder aufwerfen, bisher relativ unbeachtet geblieben.

Vielleicht weniger repräsentativ aber ungleich umfassender und differenzierter werden die Schicksale, Probleme, Adaptionsprozesse von Migranten in kulturellen Medien wie etwa Literatur reflektiert. Als Zeugnisse fremder Perspektive, die auf eigene Veranlassung entstanden, gewähren literarische Darstellungen der Erfahrungen von Zuwanderern von suggestiver Beeinflussung durch eine Untersuchung ungetrübte Einblicke und sind daher umso effektiver in der Lage, Blindstellen der Selbstwahrnehmung zu erhellen. Darüber hinaus nehmen jene Anderen, die Einzug in europäische Metropolen halten, auf diese Weise auch Stellung zu den vorgefundenen Verhältnissen und beeinflussen deren fernere Gestaltung mittels eigener Diskurse. Als Produkt kreativer Imagination beschränkt sich Literatur zwar nicht unbedingt darauf, verlässlich eine objektive Realität zu spiegeln, sondern wirkt darüber hinaus insofern ideologiebildend, als mitgeteilte Reflexion imstande ist, mittels Rhetorik Einstellungen zu verändern und ins Wirklichkeitsverständnis von Lesern einzugreifen. Aber insbesondere die Rolle der Ideologiebildung auf kulturellem Weg, erscheint in diesem Zusammenhang bisher noch wenig beachtet. In der Überzeugung, dass sie besonderer Aufmerksamkeit und entsprechender Kritik bedarf, greife ich die Anregung des Literaturwissenschaftlers Edward Said auf, die transkulturelle Wechselwirkung von Literatur und ihrem aktuellen gesellschaftlichen Kontext über Sprach- und Staatsgrenzen hinweg in den Brennpunkt zu rücken und „kontrapunktisch“ die beschriebenen Erfahrungen mit den sozialen Verhältnisse zu analysieren, von denen die Texte über karibische Migration nach Europa angeregt wurden und auf die sie sich kritisch beziehen.³

³ „Contamination is the wrong word to use here, but some notion of literature and indeed all culture as hybrid... and overlapping with what used to be regarded as extraneous elements – this strikes me as the essential idea for the revolutionary realities today, in which the contests of the secular world so provocatively inform the texts we both read and write...Once we accept the actual configuration of literary experiences overlapping with one another and interdependent, despite national boundaries and coercively legislated national autonomies, history and geography are transfigured in new maps, in new and far less stable entities, in new types of connections. Exile, far from being the fate of nearly forgotten unfortunates who are dispossessed and expatriated, becomes something closer to a norm, an experience of crossing

Einleitung

Literatur als chaotisches System

Da eine Literaturanalyse in diesem Sinn in diverser Hinsicht von derzeit gängigen systematisch theoretischen Ansätzen abweicht und auch bewusst den üblichen nationalen oder sprachräumlichen Vergleichsrahmen übersteigt, ist das zugrunde gelegte Verständnis von Literatur erläuterungsbedürftig. – Wesentlich inspiriert wird das Vorgehen durch die von Alexander Argyros in Kritik an Derridas radikalem Dekonstruktivismus und in Adaption von Erkenntnissen der Chaosforschung entwickelte Literaturtheorie, die zu einer systemischen Sicht der Beziehungen zwischen Kulturprodukten und natürlicher Umwelt anregt. Sie begreift Narrativik als chaotisches System und stellt sie in Zusammenhang mit der Erzeugung kultureller Veränderung.⁴

Vorauszuschicken ist eine stichwortartige Skizze von Chaos als Gegenstand der Erkenntnis, die sich im wesentlichen auf Argyros' Darstellung stützt: In den Naturwissenschaften hat man sich bis vor kurzem vor allem mit linearen Systemen beschäftigt, deren Evolution voraussagbar oder deterministisch ist. In ihnen sind Ursache und Wirkung proportional und das Ganze kann entsprechend als Summe seiner Teile gelten. Die vielfacettige Chaostheorie verdankt ihre aktuelle Bedeutung der Erkenntnis, dass wir es offenbar in ungleich höherem Maße mit nichtlinearen Systemen zu tun haben, deren Prozesse sich abrupt und

boundaries and charting new territories in defiance of the classic canonic enclosures.... Texts are protean things; they are tied to circumstances and politics large and small, and these require attention and criticism.... Instead of the partial analysis offered by the various national or systematically theoretical schools, I have been proposing the contrapuntal lines of a global analysis, in which texts and worldly institutions are seen working together... and in which the literature of one commonwealth is involved in the literature of others.“ Edward W. Said, *Culture and Imperialism* (1993), S. 317-318.

⁴ Zwangsläufig findet die elaborierte Theorie sich hier auf die Skizze einiger relevanter Aspekte reduziert. Unter Verzicht auf eine angemessene Darstellung von Grundlagen der Chaostheorie kann so nur ein unvollkommener, wenn auch, wie ich hoffe, nicht gänzlich verzerrender Eindruck vermittelt werden. Zur Vertiefung sei verwiesen auf Alexander J. Argyros, *A Blessed Rage for Order: Deconstruction, Evolution, and Chaos* (1991), Part 3 – Chaos.

Als generelle Einführungen in die Chaostheorie könnten außerdem hilfreich sein:

James Gleick, *Chaos: Making a New Science* (1987) und

Ilya Prigogine/Isabelle Stengers, *Order out of Chaos: Man's New Dialogue with Nature* (1984)

Vorgehen

unvorhersehbar ändern und bei denen kleinste Fluktuationen ihrer Variablen disproportionale Effekte zeitigen oder Turbulenzen auslösen. Beim Studium dieser Instabilität und ihres zufälligen Verhaltens zeigte sich das vermeintlich ungeordnete Chaos vielfach jedoch auf seltsame und unerwartete Weise regelmäßig im Sinne von stabil und strukturiert. Deutlich wurde eine Fähigkeit nonlinearer Systeme, im Chaos neue Ordnung zu finden. Eine Polarisierung von Zufälligkeit und Ordnung schien das Verhalten der meisten Systeme nicht zutreffend zu beschreiben. Vielmehr überbrückt Chaos diese Dichotomie und suggeriert eine dritte Möglichkeit, die als erwählte Strategie der Evolution erscheint, Konservierung und Innovation flexibel zu vereinbaren. Denn was als zufällige Willkür anmutet, erweist sich als eine in produktiver Weise kanalisierte Zufälligkeit. Materie und Energie weisen selbstorganisierende Tendenzen auf. Chaos verleiht Systemen kreative Energien. Bezeichnend für die Systematik chaotischer Systeme ist ein koordiniertes Wechselspiel zwischen erratischen und deterministischen Zuständen. Typisch für das scheinbar zufällige Verhalten chaotischer Systeme ist, dass sie einen *strange attractor* anstreben, der weder stabil, noch zufällig zu nennen ist. (Als Attraktor wird jener Gleichgewichtszustand bezeichnet, auf den ein dynamisches System zuzusteuern scheint und der in einem „Phasenraum“ – einem graphischen Modell, das die prozesshafte Entwicklung abbildet, also gleichsam die Geschichte eines dynamischen Systems einbezieht – eine sichtbare Gestalt offenbart. Während lineare Systeme sich auf stabile Attraktoren wie einen Fixpunkt oder einen Kreis zubewegen und man von zufälligen Prozessen keinen Attraktor erwarten kann, konvergiert die Entwicklung nonlinearer Systeme zwar auf erkennbar ähnliche und dauerhafte Muster, aber die Wiederholungen sind non-periodisch und gleichen sich nie gänzlich.) Das Schwanken zwischen Zufall und Ordnung gründet sich auf die Sensibilität chaotischer Systeme, die auf Fluktuation der äußeren Bedingungen reagieren. Kleinste Differenzen des ursprünglichen *Inputs* verstärken sich durch *Feedback*, bis sie das makroskopische Verhalten des Systems beeinflussen. Entgegen der landläufigen Auffassung von Chaos als dem Inbild der Unordnung und der Unkontrollierbarkeit, begreift man in der Chaosforschung das Non-Equilibrium dynamischer, insbesondere lebendiger Systeme als Quelle für Ordnung und Evolution. Wenn nonlineare Systeme in Zustände fern vom Gleichgewicht gedrängt werden, zeigen sie eine Tendenz, diskontinuierliche, globale Organisationsschritte zu vollziehen. Ihre Selbstorganisation beginnt spontan, sie werden innovativ und neg-entropisch, das heißt, sie erweisen sich als im Stande,

Einleitung

die Tendenz wachsender Entropie im Sinne eines allmählichen Verfalls von Ordnung, wie sie nach dem zweiten Satz der Thermodynamik für alle linearen Prozesse als unvermeidlich gilt, umzukehren. Entsprechend erscheint Evolution nicht mehr irreversibel der Degeneration verhaftet, sondern chaotische Prozesse verleihen ihr auch die Bedeutung der Erzeugung von zunehmend komplexeren Ebenen von Materie und Energie aus einfachen Bestandteilen, die eine globale Struktur der Selbstähnlichkeit und fraktaler Skalierung aufweisen. Chaotische Systeme generieren hierarchische Skalen, die genug Ähnlichkeit aufweisen, um Universalität zu begründen, aber nicht so viel dass sie stetige Innovation ausschließen. Durch Wiederholung archetypischer Muster auf verschiedenen Ebenen der Evolution kreierte sich das Universum gleichsam selbst. Die fraktale Selbstähnlichkeit suggeriert, dass die Natur Lösungen für ähnliche Probleme durch Generieren von Strukturen findet, die über Skalen hinweg erkennbare Ähnlichkeit bewahren. Darüber hinaus erweisen sich flexible Systeme, die chaotische Sensitivität und selbstregelnde Adaptionsfähigkeit aufweisen, überlebensfähiger als rigide Systeme, die man für den Inbegriff der Ordnung und damit der Dauerhaftigkeit hielt. Auf Grund von Adaptionsfähigkeit und Innovationskraft überleben nonlineare, chaotische Prozesse offenbar nicht nur besser als lineare, statische, sondern „alles scheint besser zu gehen, wenn es sich dem im einzelnen unvorhersehbaren Verhalten eines chaotischen Attraktors annähert“. Folglich wäre die Unberechenbarkeit nonlinearer Innovationsfähigkeit nicht so sehr als Hindernis oder Bedrohung von Ordnung denn als legitimes und erforderliches Werkzeug der Evolution im Sinne der Erfindung einer Zukunft von komplexerer Ordnung zu sehen. Chaos bietet der Evolution die Stabilität ebenso wie die Sensibilität, die sie braucht, um sich periodisch neu zu erfinden.

Argyros konzentriert sich vor allem auf philosophische Implikationen der Chaostheorie und führt an, sie unterstütze eine Sicht, die den Gegensatz zwischen physischer Welt, wie sie Gegenstand naturwissenschaftlicher Erkenntnis ist, und geistigen Konstrukten aus dem Bereich menschlicher Kultur, mit denen sich die Geisteswissenschaften beschäftigen, überbrückt. Denn in Anbetracht der Tatsache, dass das Universum sowohl die Welt der vom Menschen unabhängigen Natur als auch die von ihm geschaffene soziale Umwelt enthält, beziehe sich das von der Chaosforschung begründete Verständnis für die Komplexität von Naturphänomenen auch auf kulturelle Produkte. Nicht nur Naturphänomene und physische Objekte seien überwiegend Ergebnis von dynamischen, hierarchischen, feedback-abhängigen, nonlinearen Prozessen, sondern auch kulturelle Phänomene

Vorgehen

und geistige Produkte. Insbesondere liege Chaos allen flexiblen und kreativen Prozessen zugrunde, ob sie nun natürlichen oder kulturellen Ursprungs seien. Die kulturelle Welt geistiger Konstrukte und die physische Welt der Naturwissenschaften verbindet so eine Isomorphie. Komplexität offenbart ein universales Verhalten, das über abgegrenzte Fachgebiete und spezialisierte Wissenschaften hinaus die globale Natur von Systemen nahe legt.

Für Kunst und Geisteswissenschaften entfaltet Chaosforschung, Argyros zufolge, insofern Bedeutung, als sie ein allgemeines Modell für die Strategie der Natur bietet, kreative Lösungen zu präsentieren. Er argumentiert, Kultur habe auf der Existenzebene sozialer Umwelten zufälliger genetischer Mutation die Rolle als primärer Erzeuger von Variation abgelaufen. Den Menschen betrachtet er als Spezies, die der wesentlich selbst gestalteten, sozialen Umwelt, auf die sie sich primär bezieht, alternative Optionen zu den aktuellen Gegebenheiten abringt. Menschlicher Geist – als Prädisposition eines komplexen biologischen Organismus, erklärende Theorien über seine natürliche wie soziale Umwelt zu bilden – entwickle sich durch Erfinden alternativer Zukünfte. Doch Menschen erzeugten Information in exponentialem Maß, indem sie sich selbst reflektieren. Im Prozess der Reflexion werde die Gegenwart im Hinblick auf zukünftige Alternativen in den Attraktor (jenes dauerhafte Muster, das der Prozess ihrer Entstehung im Phasenraum anzustreben scheint) zurückgespeist und damit modifiziert. Kulturelle Produktion stelle einen Weg dar, andere Seinsformen zu inszenieren, die dann erwogen, beurteilt, abgelehnt, ausgewählt oder verändert werden. Kulturelle Impulse wären somit im Stande, jene traditionellen Attraktoren, die eine aktuelle gesellschaftliche Situation symbolisieren, zu neuen Konfigurationen zu drängen. Kunst hätte somit die Aufgabe, kritisch Stellung zu nehmen und Wege aufzuzeigen, die Vergangenheit zu modifizieren, damit sie schließlich durch eine Alternative komplexerer Ordnung zu ersetzen sei. Soziale Regeln, die sich ihrer Natur gemäß kultureller Innovation widersetzen, erscheinen in diesem Bild quasi als Ballast gegen unvermittelten sozialen Wandel und stellen sicher, dass eine bestehende Konfiguration nur schrittweise und allmählich veränderbar ist.

Sprache stellt, Argyros zufolge, im Hinblick auf Gestaltung und Modifikation der uns gemeinsamen sozialen Umwelt das machtvollste Medium dar. Insbesondere der Narrativik spricht er eine Funktion als prinzipieller Agent kulturellen Wandels zu. Sie sei als wesentliche Komponente der Dialektik von Mensch und Natur anzusehen, die gleichsam eine Karte der Welt erstellt und den Prozess der Evolution spiegelt. Indem sie Hypothesen über die Natur eines

Einleitung

Segments der Wirklichkeit oder die Konsequenz bestimmter Variationen des bestehenden Modells formuliert, leistet sie auf kollektiver, kultureller Ebene, was das Gehirn auf der Ebene des Individuums leistet, nämlich Modelle der Wirklichkeit zu generieren und mit Sinneseindrücken sowie anderen Modellen zu vergleichen. Im Stande, die Umwelt in Form von dynamischen Kausalbeziehungen genügend getreu zu spiegeln, diene sie nicht nur dazu, semantischen Reichtum zu kreieren, sondern letztlich zur Kreation der Welt des Menschen schlechthin. Denn in erzählerischer Reflexion sieht er eine komplexe Strategie verkörpert, um Information zu speichern, zu prozessieren, zu verwalten und zu manipulieren. Die geistige Schöpfung des Erzählens der Welt biete eine so elegante wie robuste Lösung für menschliches Informations-Management. Doch Narrativik spiegelt nicht nur Wirklichkeit, sondern experimentiert mit ihr. Sie stellt gleichsam eine nonlineare, turbulente Strömung dar und verstärkt lokale Fluktuationen, die sich im System eventuell zu globalen Transformationen auswachsen. Die Produktion von Literatur wäre demnach als Methode anzusehen, kulturelle Variation in Form fiktiver Szenarien anzuregen, und Möglichkeiten zu verbreiten, die kulturellen Fortschritt ermöglichen. „Wenn der kulturelle Spieler die Regeln erkennt, ist er in einer Position, das Spiel zu verbessern oder ein anderes zu erfinden“. Da wir es bei diesem Innovationsbestreben jedoch zunächst mit der Kreation von ideologischen Vorstellungen zu tun haben, erscheint Skepsis, wie sie etwa Derridas Dekonstruktivismus so radikal verfolgt, durchaus berechtigt. Denn ob sie in ihrer Rhetorik einer Entwicklung komplexerer Ordnung Vorschub leisten oder vielmehr unlauterer Simplifizierung, muss zweifellos kritisch evaluiert werden. Durch entsprechendes *Feedback* wird kulturelle Kompetenz laufend modifiziert. Doch im Unterschied zu einem radikal dekonstruktivistischen Literaturverständnis, das kein Jenseits von Textualität vorsieht, ermutigt die Theorie, Kultur sei ein chaotisches System, zu der Hoffnung, dass kleine Störungen von Individuen oder kleinen Kollektiven sich global im System vernetzter sozialer Umwelten ausbreiten.

Postkoloniale Literaturen

Bevor entsprechend zu eruieren sein wird, welche innovativen Anstöße von dem Diskurs karibischer Autoren über Migration nach Europa ausgehen, möchte ich noch auf eine Untersuchung eingehen, die das diskursive Verhältnis postkolonialer Literatur zu den im Zentrum dominierenden Strömungen der Literaturproduktion und -kritik im allgemeinen erörtert und einem Ansatz von

Vorgehen

cross-cultural criticism, wie etwa Said ihn anregt, den Boden bereitet.⁵ Auch wenn sich *The Empire Writes Back* auf die literarische Stellungnahme von ehemals britisch Kolonisierten bezieht, sind die gewonnenen Erkenntnisse auch für postkoloniale Literaturen über den englischen Sprachraum hinaus als grundlegend und relevant anzusehen.

Ashcroft, Griffiths und Tiffin stellen fest, dass sich in Literaturen aus den nach dem Zweiten Weltkrieg dekolonisierten Territorien, einerlei auf welchem Kontinent, eine Tendenz abzeichnet, dem vorherrschenden kulturellen Diskurs der Metropole, dem auch postkoloniale Autoren insofern verbunden bleiben, als sie zumeist wesentlich davon geprägt sind und sich auch über nationale Grenzen hinweg darauf beziehen, eine Perspektive der ehemals Kolonisierten entgegenzusetzen, die den impliziten Anspruch euro-amerikanischer Kultur auf Universalität entschieden relativiert. So einhellig postkoloniale Gesellschaften auch versuchen, ihre Verschiedenheit von der Metropole zu etablieren, wirkt deren Einfluss gerade auf kulturellem Gebiet doch beharrlich fort. Das Verhältnis kulturellen Austausches bleibt jedoch in der Regel asymmetrisch. Dass der Hegemonialanspruch des Zentrums mit der Entlassung in Unabhängigkeit nicht überwunden ist, zeigt sich etwa daran, wie marginal postkoloniale Literatur nicht nur innerhalb des englischen Sprachraums erachtet wird. Denn in den Kanon britischer Literatur werden zwar Kolonialautoren aus der imperialen Epoche sowie vereinzelt außereuropäische Zöglinge relativ großzügig aufgenommen, bei postkolonialen Autoren schlägt die Selektion jedoch strenger zu Buch und bringt nicht selten auch eine sprachliche Abgrenzung zur Anwendung, die eine Tendenz der Dezentralisierung und Pluralisierung mit Nachdruck auf einheitlichen Standard kontert, um so die zentrale Stellung der Metropole sowie die eingeführten hierarchischen Strukturen zu behaupten. Ashcroft geht noch weiter und stellt fest, Europäische Literaturtheorie habe – allen gegenteiligen postmodernen sowie poststrukturalistischen Bemühungen zum Trotz – ihre Maßstäbe zu sehr als universal erachtet, als dass sie postkoloniale Literaturen angemessen behandeln könnte. Entsprechend entwickle sich eine davon abweichende postkoloniale Literaturtheorie, die zwar einiges mit postmodernen oder poststrukturalistischen Ansätzen gemein habe, aber dennoch nicht damit gleichzusetzen sei.

⁵ Ashcroft, Griffiths, Tiffin, *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Post-Colonial Literatures* (1989)

Einleitung

Unbenommen aller grenzüberschreitenden kulturellen Vernetzung kennzeichnet postkoloniale Autoren, dass sie sich auf die Suche nach einer neuen Beziehung sowohl zur entsprechenden Region als auch zur Metropole begeben, um die vom Kolonialismus verursachte soziale und kulturelle Entfremdung zu überwinden. Unter Rekurs auf präkoloniale Kulturen wird vielfach bewusst die Differenz von der Metropole unterstrichen und kulturelle Alterität konstruiert. Um einen unabhängigen Blickpunkt der Kolonisierten zu finden und eine eigenständige kulturelle Identität zu affirmieren, nehmen sich Autoren häufig besondere schöpferische Freiheiten, etwa was die Bemächtigung der Kolonialsprache betrifft, brechen aus vorgegebenen stilistischen Normen aus und proklamieren kulturelle Varianten, wie sie etwa durch Kreolisierung entstehen.

Wenn die Überschneidung postkolonialer Literatur mit Zügen von europäischer Postmoderne und Poststrukturalismus auch offenkundig ist, was etwa die Kritik und Subversion eurozentrischer Positionen betrifft, so lässt sie sich dennoch nicht in ein universalistisches Paradigma inkorporieren. Denn trotz postmodernistischen Bemühens um Dekonstruktion von zentraler Autorität, unanfechtbaren Wahrheiten, Ansprüchen auf universale Gültigkeit sowie der Suche nach einer Begegnung mit Außereuropäern in nicht-dominanter Form werden die kritischen Strömungen, so revolutionär sie in europäischem Kontext erscheinen mögen, aus postkolonialer Sicht vielfach als eurozentristisch beargwöhnt. Auf Grund des nicht gänzlich von der Hand zu weisenden Verdachts, dass man sich im Zentrum neuerdings gerne als Gegner imperialistischen Denkens profiliere, aber unterschwellig weiterhin Tendenzen der Vereinnahmung des Anderen verfolgt würden, werden auch Positionen, die sich als Alliierte gegen europäischen Kulturimperialismus anbieten, nur vorbehaltlich und eklektisch akzeptiert. (Als relevant übernommen werde etwa ein Verständnis von Diskurs als konkurrierende Äußerungen, die zueinander Stellung nehmen, aber auch marxistische Ideologiekritik, obwohl Marxismus seine traditionelle Anziehungskraft auf die Kolonisierten als Kritik am westlichen Imperialismus weitgehend eingebüßt hat und als eurozentrisch entzaubert wurde.) Statt sich auf europäische Konzepte der Bedeutungstransmission einzulassen und sich damit dem Verdacht der Nachahmung auszusetzen, rekurriert man unter postkolonialen Vorzeichen eher auf eine synkretistische Praxis und macht Anleihen bei oraler Tradition, pflegt kulturelle Intertextualität und eine transkulturelle Kommunikationssituation.

Philosophie, Literatur und Kunst postkolonialer Gesellschaften gehen

Vorgehen

insofern über eine Adaption europäischer Modelle hinaus. Ashcroft betont eine postkoloniale Subversion europäischer Kodes. Obgleich vielfach auf präkoloniale Kulturen zurückgegriffen wird, ist die resultierende Identität postkolonialer Kulturen eher hybride, denn Kolonialismus hat in der Regel einen irreversibel europäisierenden Einfluss ausgeübt. Von Autoren wird daher zumeist ein Standpunkt zwischen verschiedenen Welten kultiviert, eurozentrische Perspektive jedoch konsistent hintertrieben. Zwischen europäischem Hegemonialanspruch und peripherer Subversion findet auf diese Weise eine dynamische Interaktion statt. Die postkoloniale Tendenz zu Synkretismus und Hybridisierung enthüllt deren Komplexität und fordert zu entsprechender Innovation der hergebrachten Strukturen heraus.

Auf karibische Kulturproduktion trifft diese Tendenz in besonderem Maße zu, da die ursprünglichen Kulturen ausgelöscht oder verschüttet wurden. Subversion der dominanten Kultur durch synkretistische Verfremdung stellte seit Sklavenzeiten daher eine bevorzugte Alternative dar, die nicht nur europäische Sprache erfasste, sondern auch Religion, Musik etc. kreolisierte. Zwar wurden auch hier radikale Gegenmodelle zur Europäisierung erprobt und – etwa in der Bewegung der *Negritude* – eine Wiederentdeckung authentischer Afrikanität propagiert, aber synkretistische Ansätze erweisen sich als kreativer. Kreolisierung als spezifisches Konzept kultureller Hybridisierung erzeugt eine neue Kultur, die karibische Gesellschaften über sprachliche Unterschiede und politische Fragmentierung der Region hinweg kennzeichnet. In der Karibik erscheint dieser kreative Prozess der Kulturvermischung am ausgeprägtesten und übt seinerseits Einfluss über die Region hinaus aus.

Korpus und Thesen

Karibische Literaturen präsentieren einen so vielstimmigen wie reichhaltigen Diskurs über Migration, sowohl in die Metropolen Nordamerikas als auch Europas, und in geringerem Maß auch nach Afrika. In Anbetracht wachsender Diasporas in aller Welt und dem Umstand, dass karibische Schriftsteller selbst meist zur Vorhut derer gehörten, die in die Metropolen migrierten oder vielfach von der Erfahrung der Fremde erst zum Schreiben angeregt wurden, nimmt es nicht Wunder, wenn Migration mittlerweile einen viel behandelten Topos karibischer Literaturen darstellt. Bemerkenswerter ist eher, dass der in den diversen Diasporas entstandene und diese thematisierende Literatur-Zweig, der national nicht mehr eindeutig zu verorten ist, bislang kaum

Einleitung

zusammenhängend untersucht wurde, noch weniger in einem transkulturellen Vergleichsrahmen, der unterschiedliche Zielorte einbezieht.

In Bezug auf die frankophone Karibik weist Michael Dash auf die aktuelle Proliferation von Exil- beziehungsweise Migrations-Literatur hin. Seine Beobachtungen scheinen sinngemäß durchaus auch auf die anderen karibischen Sprachräume übertragbar.⁶ Auch dort bilden Exil und Rückkehr schon seit langem ein stetig wiederkehrendes Thema, das in mittelbarer Beziehung zu dem in jüngerer Zeit vordringlichsten literarischen Thema steht, der Suche nach karibischer Identität. – Ging es früher in der Regel um Exil als entfremdende Erfahrung und aufgeworfene Komplikationen, die mit Desorientierung angesichts einer hostilem Fremde zu tun hatten und – dem Trauma der Entwurzelung in der karibischen Geschichte entsprechend – Anlass boten, das Ideal einer unverwechselbaren Identität sowie Verwurzelung in einer eigenen Heimatkultur zu propagieren, so kommt neuerdings zunehmend zum Ausdruck, dass eine einheitliche Mutterkultur eine Fiktion darstellt. Vielmehr bietet das karibische Konglomerat von Kulturen in fragmentierten Territorien wenig Zuflucht. Kulturelle Zugehörigkeit bleibt vielfach ein Traum oder zumindest fortgesetzt problematisch. Der postkoloniale Versuch, der kulturellen Dominanz des Westens in ideologischer Reaktion auf die Kolonisierung ein Konzept schwarzer Besonderheit entgegenzusetzen (wie es etwa Vertreter von Bewegungen wie *Negritude* in den 40er und 50er oder *Black Power* in den 60er und 70er Jahren vorschwebte), übt nur vorübergehend und begrenzt Einfluss aus. Spätestens ab den 80er Jahren überwiegt der Reiz europäischer und nordamerikanischer Metropolen den ideologischen Rückzug auf eine imaginäre schwarze Authentizität. Literarisch kommt dies in einer schleichenden Absage an einen poetischen Regionalismus zum Ausdruck. Welterfahrung gilt zunehmend als Inspiration, Nomadisieren als Stimulus. Aus der Distanz wird das Karibische neu begriffen – als ebenso instabile wie vielfältige Identität in einem steten Prozess des Werdens und unkalkulierbarer Veränderung. Eine Ideologie kultureller Authentizität wird durch das neue Verständnis bis zu einem gewissen Grad irrelevant. Aus der Erfahrung eines mehr oder weniger sinistren Exils resultiert fortan weniger die Folgerung, sich ins Eigene zurückzuziehen, sondern die Hemmnisse und Anfeindungen verstärkt durch permanente Mobilität und

⁶ vgl. J. Michael Dash, „Exile and Recent Literature“ in *History of Literature in the Caribbean*, Vol. I (1992).

Vorgehen

kulturelle Vielseitigkeit zu überwinden. Zu sich selbst finden karibische Protagonisten seither eher in kultureller Polyvalenz als in schwarzer Authentizität.

In karibischen Literaturen ist Migration nach Europa über mehr als hundert Jahre zu beobachten. So lassen sich einige schon im Verlauf des 19. Jahrhunderts entstandene Texte auffinden. Doch bleiben Reisen in die europäischen Metropolen zur damaligen Zeit im wesentlichen auf den kleinen Kreis der Kolonialherren beschränkt, die in der Regel wenig Grund hatten, sich dort fremd zu fühlen. Nur aus Haiti, das schon 1804 unabhängig wurde, gibt es vereinzelt Besucher afrikanischer Abstammung in Paris, denen sich Unbekanntes eröffnet. In den kolonialen Territorien kommen erst nach der Sklavenemanzipation weitere Kreise der kreolischen Gesellschaft in den Genuss freizügiger Mobilität. Angesichts einer sporadischen Folge von Beschreibungen über Aufenthalte in der Metropole, meist obligate Bildungsreisen von gelegentlich auch farbigen Angehörigen der besseren Gesellschaft, kann daher erst ab der Jahrhundertwende ansatzweise von einem Diskurs die Rede sein. Zwischen den Weltkriegen nehmen Darstellungen von Europaaufenthalten karibischer Protagonisten deutlich zu, darunter auch erstmals solche, die nicht der gehobenen Gesellschaft angehören. Seit dem Zweiten Weltkrieg und der folgenden Dekolonisierung französischer und britischer Gebiete gewinnt der bis dahin sporadische Diskurs rasch an Dichte, was die Frequenz der Veröffentlichungen betrifft, aber auch die Vielfalt der sozialen Perspektiven und die Brisanz kulturübergreifender Kritik. Der gewählte Untersuchungszeitraum von der Nachkriegszeit bis Ende des 20. Jahrhunderts legt den Schwerpunkt auf aktuelle Entwicklungen, zumal die Veröffentlichungen in Richtung auf die Gegenwart stetig zunehmen. Aussagekräftig ist der Diskurs, dessen Beiträge auf einander ebenso Bezug nehmen wie sie zu den beschriebenen Verhältnissen Stellung nehmen, besonders hinsichtlich europäischer Xenophobie, die eine grundlegende Erfahrung aller Protagonisten darstellt, wenn sie auch unterschiedlich darauf reagieren. Da von einer kulturellen Kluft angesichts der traditionell engen Anbindung karibischer Territorien kaum die Rede sein kann, spielt dabei äußerliche Fremdheit der Protagonisten eine wesentliche Rolle. Die Variationsbreite geschilderter Erfahrungen präsentiert ein differenziertes Bild, das sich vorschnellen Verallgemeinerungen widersetzt. Dabei kommen nicht nur rassische Unterschiede der Protagonisten, sondern auch ausgeprägte Klassenunterschiede, unterschiedliche kulturelle Prägungen sowie verschiedene politische Ausgangsbedingungen zum Tragen, die Migration begünstigen oder

Einleitung

hemmen, aber sich darüber hinaus auch komplizierend auf das Leben in der Metropole auswirken. Die französische Nationalisierung karibischer Territorien gewährt antillanischen Migranten eine Freizügigkeit, die etwa Westindern in Großbritannien durch Entwertung des *Commonwealth*-Status zunehmend verweigert wird und Exilanten aus dem kommunistischen Kuba oder dem von Diktatoren geknebelten Haiti nie zustand. Außerdem spielen Variable für die jeweilige Aufnahme eine Rolle, die unterschiedliche Zielorte betreffen, aber auch zeitliche Entwicklungen schlagen sich in dem Vergleich differenzierend nieder.

Den Gegenstand der Untersuchung bilden 44 Texte von antillanischen, westindischen, haitianischen und kubanischen Autoren, die Erfahrungen in London und Paris beschreiben und in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg spielen. Äußern in der Nachkriegszeit zunächst mehrheitlich Männer ihre Sicht, so fühlen sich in der Folge immer mehr Frauen zu einer Stellungnahme bewogen und dominieren zahlenmäßig mit 15 Verfasserinnen unter insgesamt 28. Überwiegend handelt es sich um Romane und Erzählungen, seltener autobiographische Darstellungen. Kriterium der Literatursuche war zunächst nur, dass die Texte detaillierte Erfahrungen karibischer Protagonisten über Aufenthalte in einer der beiden europäischen Metropolen vermitteln, aus denen Einblicke in den Prozess der Adaption an die Verhältnisse hervorgehen. Ausgeschlossen wurden entsprechend solche Texte, bei denen der Schilderung zu wenig Angaben über das soziale Umfeld, Kontaktsituationen sowie eine gewisse zeitliche Entwicklung zu entnehmen sind, wie dies etwa bei Kurzgeschichten oder Lyrik der Fall zu sein pflegt, die gezielt fragmentarische Aspekte herausgreifen. – Obgleich es sich in der Mehrzahl um Romane handelt und damit eher fiktive Elemente nahe gelegt werden als Dokumentation eigener Erlebnisse, liegen den in Betracht gezogenen Texten durchweg tatsächliche Aufenthalte ihrer Verfasser an den beschriebenen Zielorten zu Grunde. Wenn also davon auszugehen ist, dass die Darstellungen nicht unbedingt den persönlichen Erfahrungen der Autoren entsprechen, so ist doch anzunehmen, dass sie nicht gänzlich aus der Luft gegriffen sind, sondern mittelbar damit in Einklang stehen. Historisierende Fiktionen ebenso wie theoretisierende Verarbeitungen von Eindrücken kamen als Primärliteratur nicht in Betracht, fanden jedoch eventuell als Sekundärliteratur Beachtung. Bei allem Bemühen, keinen relevanten Text unbeachtet zu lassen, kann die Auswahl keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Denn die Literatursuche wurde nicht nur dadurch erschwert, dass die Texte unterschiedlichen Sprachräumen und Nationalliteraturen zuzurechnen sind, sondern auch, dass bisher nicht von

Vorgehen

lückenloser bibliographischer Erfassung karibischer Literaturen auszugehen ist, schon gar was Veröffentlichungen im Exil betrifft. Zudem geben nicht alle Autoren, speziell wenn sie bereits in der Metropole geboren oder aufgewachsen sind, Herkunft oder Abstammung zu erkennen. Einzelne Texte, etwa Lamming's *Water with berries*, waren vergriffen und leider auch in einschlägigen Bibliotheken zum entsprechenden Zeitpunkt nicht erhältlich. Natürlich sind inzwischen wieder neue Texte dazugekommen, die leider nicht mehr Beachtung finden konnten, wie Zadie Smith's *White Teeth*, weil das Kapitel über London zur Zeit dessen Erscheinens bereits fertig gestellt war. Wenn keine Vollständigkeit, so kann das in Betracht gezogene Korpus von Texten doch beanspruchen, zumindest eine repräsentative Auswahl darzustellen, die den karibischen Diskurs über Migration in dem betrachteten Zeitraum detailliert nachvollziehbar macht.

Der Diskurs bietet eine Fülle von Beispielen dafür, wie das Verhältnis zwischen Einheimischen und Fremden sich gestaltet. Natürlich wird in den Texten nicht nur Wirklichkeit getreu abgebildet, sondern Erfahrung auch in gestalterischer Absicht rekonstruiert, perspektiviert und zu dem schließlich mitgeteilten Text komponiert. Über wahrheitsgetreue Verhaltensbeispiele hinaus beinhalten die Texte also auch Fiktionalisierungen, Verfremdungen, kritische Reflexionen, persönliche Stellungnahmen, polemische Repliken des Autors sowie seiner verschiedenen Protagonisten zur beschriebenen Wirklichkeit. Damit exemplifizieren, dekonstruieren, kritisieren oder entwerfen sie auch ideologische Vorstellungen, propagieren oder verwerfen bestimmte Haltungen den gegebenen Verhältnissen gegenüber. Mit dem Entwurf von Sicht- und Denkweisen greifen sie mehr oder weniger gezielt ins Wirklichkeitsverständnis ihrer Leser ein. Die Daheimgebliebenen erfahren, wie es anderen in der Fremde ergangen ist, welche Chancen sie vorfanden, welche Enttäuschungen sie ereilten. Potenzielle Reisende oder Emigranten werden in ihrem Vorhaben bestärkt oder davor gewarnt. Angehörige der Exilgemeinschaften sehen sich in ihrem Verhalten reflektiert. Nicht zuletzt werden auch die europäischen Bewohner der Metropolen geschildert und häufig kritisch reflektiert. – Vor allem um den ideologiebildenden Prozess in dem betrachteten Diskurs soll es in der vergleichenden Analyse gehen: wie stellen sich die Protagonisten auf die gegebenen Umstände ein, welche Adaptionstrategien entwickeln die Autoren in Konsequenz der geschilderten Erfahrungen?

In Anbetracht der Materialfülle sind die Texte nicht im einzelnen erschöpfend zu behandeln, sondern werden unter selektiven Gesichtspunkten vor allem inhaltlich ausgewertet und exemplarisch zu einander in Beziehung gesetzt.

Einleitung

Entsprechende Fragestellungen erschließen ursprüngliche Disposition, gesammelte Erfahrungen und gezogene Konsequenzen der Protagonisten und erlauben die von den Autoren vermittelten Adaptionsstrategien zu abstrahieren. Aus einer Menge von Texten, die auf differenzierte Weise und zu verschiedenen Zeitpunkten eine thematisch ähnliche Geschichte erzählen, kristallisieren sich im Vergleich signifikante Übereinstimmungen sowie Variable heraus, die charakteristische Formen der Begegnung, vorherrschende Reaktionsweisen sowie Tendenzen veränderlicher Entwicklung vor dem sozio-politischen Hintergrund der betreffenden Metropole deutlich machen. Auf höherer Vergleichsebene lassen sich daraufhin die Muster dargestellter Interaktion zwischen „Einheimischen“ und „Fremden“ in Bezug auf London beziehungsweise Paris kontrastieren, um deren unterschiedlichem Selbstverständnis im Verhältnis zu Fremden auf den Grund zu gehen.

Auf Grund des Vergleichs der Texte wird die These vertreten, dass karibische Autoren angesichts einer in London noch unverhohlener als in Paris verspürten xenophoben Abwehrhaltung gegen außereuropäische Zuwanderer, die Tendenzen erkennen lässt, unerschwellig auf konstruierten Gegensätzen von Rasse oder Kultur zu beharren beziehungsweise Konzepte wieder zu erwecken, die sich schon in der Kolonialzeit als der Beherrschung Fremder dienlich erwiesen, auf eine Adaptionsstrategie konvergieren, die jene Polarisierung dezidiert zu überwinden trachtet statt – wie zu erwarten stünde – defensive oder reziprok ablehnende Reflexe zu nähren. Vielmehr regen ihre Schilderungen auf imaginative Weise zur Transformation einer beschränkten Denkweise an, einerlei ob sie sich damit von europäischer Seite konfrontiert sehen oder sie in den Reihen ihrer Landsleute gewahr werden. Seine Inspiration bezieht ihr Plädoyer für transnationale und transkulturelle Vereinbarkeit wesentlich aus der Idee der Kreolisierung. Im Unterschied zur exklusivistischen Konzeption, zu der Europäer von jeher starke Affinität zeigten, ist dafür die Überschneidung unterschiedlicher Kulturen nicht nur zulässig, sondern konstitutiv. Kreative Vermischung von Unterschiedlichem wird als Bereicherung für beide Seiten angesehen, die zudem neue Varianten hervorbringt, statt notorisch als Verunreinigung oder Bastardisierung zu gelten. Insofern als das propagierte Modell kultureller Hybridisierung potenziell ungleich größere strukturelle Komplexität der in Verbindung stehenden Elemente erlaubt und der Austragung von ethnischen Konflikten weniger Vorschub leistet als das allenthalben vorherrschende

Vorgehen

polarisierende Ordnungsprinzip eindeutiger Gegensätze, verspricht es einer zunehmend pluralistischen Situation in europäischen Metropolen besser gerecht zu werden. Die sich abzeichnende Tendenz bei karibischen Autoren, eine widrige Situation für Migranten in London wie Paris als Herausforderung zu begreifen und damit kreativ im Sinne einer Kreolisierung der Verhältnisse umzugehen, exemplifiziert beredt jene Erkenntnis aus der Chaosforschung, dass ein Zustand fern von Gleichgewicht dazu anregt, komplexere Organisationsformen hervorzubringen. Unter diesem Gesichtspunkt ist der karibische Diskurs über Migration als hochaktuell anzusehen und insbesondere relevant hinsichtlich einer Globalisierung, die in ihren kulturellen Auswirkungen eine persistente Asymmetrie erkennen lässt.